



LIBRARIES

UNIVERSITY OF WISCONSIN-MADISON

Aufwärts. Jahrgang 6, Nr. 17 August 20, 1953

Köln: Bund-Verlag, August 20, 1953

<https://digital.library.wisc.edu/1711.dl/EH6BSWZPF2L2B8L>

This material may be protected by copyright law (e.g., Title 17, US Code).

For information on re-use see:

<http://digital.library.wisc.edu/1711.dl/Copyright>

The libraries provide public access to a wide range of material, including online exhibits, digitized collections, archival finding aids, our catalog, online articles, and a growing range of materials in many media.

When possible, we provide rights information in catalog records, finding aids, and other metadata that accompanies collections or items. However, it is always the user's obligation to evaluate copyright and rights issues in light of their own use.

AUFWÄRTS

Köln, 20. August 1953 • 15 Pf • Nr. 17

Macht ist brutal sie kennt weder Recht noch Fair- neß Sie ist blind

Wenn zwei Mannschaften gegeneinander Fußball spielen, dann haben beide Mannschaften die gleichen Möglichkeiten, das Spiel zu gewinnen. Sie stehen elf gegen elf. Können, Taktik und Intelligenz geben die Entscheidung. Jeder Versuch, das Spiel mit anderen Mitteln zu gewinnen, wäre ein Verstoß gegen die sportlichen Gesetze, gegen Fairneß und Anstand. Wer so etwas tut, richtet sich erst moralisch, das andere folgt dann nach.

In der Politik scheint es diese Fairneß nicht zu geben. Wenigstens jetzt im Wahlkampf nicht. Hier kann von gleichem nicht geredet werden. Schon allein, wenn man die Finanzierung der Wahlen betrachtet. Hier ist die eine Seite mit vielen Runden im Vorteil. Aber das genügt ihr noch nicht. Da sie Macht besitzt, wendet sie diese an, um die Chancen der anderen Seite, der Kritiker also, einzuzengen.

Es geschah folgendes:

Der Deutsche Gewerkschaftsbund kam mit einem Aufruf zur Wahl an die Öffentlichkeit, der die Politik der Bundesregierung kritisch unter die Lupe nahm. Über diesen Aufruf gab es einigen Wirbel. Die, die kritisiert wurden, nahmen ihn übel auf. Aber der DGB wollte noch mehr tun. Eine 16seitige Wahlzeitung sollte an alle Haushaltungen der Bundesrepublik als Postwurfsendung verteilt werden. Und am Anfang war alles klar.

In Verhandlungen zwischen Vertretern des Deutschen Gewerkschaftsbundes und der Zentralen Auskunftsstelle für Postwurfsendungen, Frankfurt/Main, ist am 21. und 24. Juli dieses Jahres vereinbart worden, daß die Deutsche Bundespost allen deutschen Haushaltungen in der Zeit vom 26. bis 28. August eine illustrierte Zeitung durch Postwurfsendung zustellt. Alle Einzelheiten über die Zustellung wurden in mündlicher Abrede mit den zuständigen Dienststellenleitern der Bundespost getroffen. Den schriftlichen Bestätigungen des Bundesvorstandes des DGB vom 23. und 25. Juli ist von keiner Dienststelle der Deutschen Bundespost widersprochen worden.

Nun geht's weiter

Am 8. August 1953 erließ der Minister für das Post- und Fernmeldewesen im Amtsblatt eine Verfügung, wonach ab sofort das Gewicht für Postwurfsendungen höchstens 10 Gramm betragen darf. Damit war es mit der Verteilung der DGB-Wahlzeitung aus. Denn diese wiegt, bei einem Umfang von 16 Seiten, 40 Gramm. Das hatte man wieder mal schön hingekriegt.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß das Bundespostministerium und die Bundesregierung ihre Verfügung vom 8. August erlassen haben in der Absicht, die Zustellung der Wahl-illustrierten des Deutschen Gewerkschaftsbundes durch Postwurfsendung an alle Haushaltungen unmöglich zu machen.

Bis zum 8. August, dem Tage des Erscheinens der Verfügung, ist von keiner Stelle der Bundespost dem Deutschen Gewerkschaftsbund mitgeteilt worden, daß die Bundespost in einem solchen Auftrag eine Störung des Postbetriebes sehen würde.

Die Bundesregierung kann durch die Maßnahme ihres Bundesministers für das Post- und Fernmeldewesen nicht erreichen, daß die Wahl-illustrierte nicht oder nicht rechtzeitig in alle Haushaltungen des Bundesgebietes kommt. Die Bundesregierung hat aber nach der Auffassung des Bundesvorstandes des DGB durch die Verfügung ihres Bundesministers einen ungewöhnlichen und sehr bedenklichen Eingriff in die Meinungsbildung vor der Wahl versucht und sich damit gegen die demokratischen Freiheiten gestellt.

Im übrigen erblickt der Bundesvorstand des Deutschen Gewerkschaftsbundes in dem Schritt der Bundesregierung einen Mißbrauch der Monopolstellung, die die Deutsche Bundespost zweifelsohne besitzt. In der langen Geschichte der deutschen Post gibt es keinen gleichgearteten Fall.

Macht ist eine eigenartige Sache. Sie ist brutal. Sie kennt kein Recht, keine Fairneß.

Eins zuvor: das Einfachste ist immer am schönsten. Dies ist eines der Gesetze in der Mode. Es gibt noch andere: Längsstreifen machen schlank, Querstreifen rundlich. Einfarbige Kleider wirken sehr fein, große Muster sieht man sich bald leid, helle Farben machen jung, dunkle seriös. Wer jung ist, soll überhaupt frische Farben tragen. Ein blondes Mädchen darf zartere Farben wählen als ein Mädchen mit dunklem Haar und Teint.

Wer rundlich geraten ist, vermeidet Strickkleider, knallrote Hängejacken, dicke Kniestrümpfe, Plüschmäntel. Das macht füllig und sieht unvorteilhaft aus. Ein dünnes Mädchen wird seine Magerkeit ein wenig verhüllen. Ihm stehen weite Ärmel, Angorapullover, bauschige Röcke, Hängemäntel. Einen mageren Hals trägt man nicht frei. Ein schmaler Gürtel macht dick, ein breiter schlank. Wer eine durchsichtige Seidenbluse trägt, wird auf sehr gepflegte Unterwäsche Wert legen. Keine Vollarmseln, bitte. Stelle die richtigen Farben zusammen, Orange paßt kaum zu Violett, Grau nicht zu Braun. Es gibt unzählige Farben, nicht nur die zehn oder zwölf aus der Buntstiftschachtel. Da sind Kardinalrot, Sandbraun, Petrol, Scharlach, Ritterspornblau, Weinrot, Eifenbein, Altrosa, Seegrau, Türkis, Kastanienbraun, Olivgrün, Kremfarbe und viele andere. Die Kunst besteht nun darin, zwischen diesen Tönen den richtigen für dich auszusuchen und mit einem passenden zu kombinieren. Du kannst es auf dem Zeichenblock ausprobieren und dich dann im Stoffgeschäft beraten lassen — oder in der Flickenkiste nach solchen Resten suchen. Wenn du rotes Haar hast, wirst du ein dämpfendes Blau wählen. Ein Liliputanerfräulein trägt keine Riesenkaros.

Die Farben sollen harmonisieren, sie dürfen nicht anschreien. Und auch das Material muß passend sein. Man kombiniere nicht Satin mit Kammgarn, nicht Nessel mit Honanseide, zur Cordhose trägt man keine Lavabelbluse. Du kennst die Stoffarten nicht? Das macht nichts, es kommt mit der Zeit. Sieh mit Verstand in die Schaufenster, bitte eine Verkäuferin um Auskunft. Sei kritisch, laß dir nichts aufschwätzen. Das wichtigste an der Kleidung ist nicht das Kleid. Man braucht gar nicht viele zu haben. Erst die schmückenden Kleinigkeiten geben Abwechslung und machen den Schick aus.

Die Mode ist kein Evangelium. Du brauchst nicht blind ihren letzten Schrei mitzuschreien. Wenn dir aber eine Modeneuheit oder Modeterheit gefällt — warum nicht? Wer soll denn töricht sein, wenn nicht eine junge Dame! Paßt aber der fesche gelbe Schal zu dir oder der Wickelrock mit dem schwarzen Knopf? Schau kritisch in den Spiegel und frage eine Frau vom Fach.

(Diese Ratschläge gibt Rosemarie Harbert in dem empfehlenswerten Buch „Bitte so“, Paulus-Verlag, Recklinghausen.)

Inge fragt:
Wie kleide ich mich?



Foto: Dillan



Mandy heißt das kleine Mädchen. Liebevoll wird es von seinen Eltern umhert und jeden Abend zu Bett gebracht. Dabei fällt einmal ein Metalltablett mit ohrenzerreißendem Lärm zu Boden — aber das Kind rührt sich nicht! Nicht einmal, daß es zusammenzuckt! Erschreckt lassen die Eltern das Tablett noch einmal fallen. Nichts! Mandy ist taub. Und die Ärzte bestätigen es: taub und stumm! — Was aus diesem Mädchen wird, erzählt der Rank-Film „Mandy“. der in diesen Tagen in der Bundesrepublik anläuft. ... In diesem Heft des „Aufwärts“ ist noch von anderen Mädchen die Rede: von großen und kleinen. Lies auf Seiten 1, 7 und 8.

Turner, auf zum Streite

Dr. Lehr, Bundesinnenminister vom Dienst, konnte Spuren der Rührung über Marschmusik und Fahnenwald in Hamburg nicht unterdrücken. - Frage: Müssen Turner so sein?

Ein guter Deutscher braucht, wenn ihm das Leben lebenswert sein soll, einen Verein. Es gibt ihrer viele in Deutschland, die Turnvereine sind nicht die kleinsten. Manchmal scheint uns die deutsche Turnerei wie in einem Naturschutzpark zu leben, in dem die Fahnen des neunzehnten Jahrhunderts und dessen Lebens- und Sportauffassung konserviert sind. Klar, daß die Farben der Fahnen mit den Jahrzehnten verblassen, und nicht die Fahnen. Hat sich von Jahr bis Kolb etwas geändert?

Nun, man mußte zum Deutschen Turnfest nach Hamburg fahren, um einmal einen Blick in den Deutschen Turnerbund zu werfen, der im Wettbewerb der Sportarten manchmal gar nicht so recht in Erscheinung tritt. Er arbeitet im stillen, in seiner großen Gemeinschaft, und wir spürten, daß für die Millionen deutscher Turner ihr Turnen eine echte Herzensangelegenheit ist. Wir haben viele Reden in Hamburg gehört, aber nicht eine einzige, die beim Turnen selbst haltgemacht hätte. Turnen ist in den Augen derer, die die Leiter sind, mehr als ein Sport. Es gibt einen deutschen Turnergeist und eine deutsche Turnerseele, und es mag viele geben — die meisten —, die solche Worte nur vom Gefühl her erfassen. Als wir uns einmal überlegten, was damit gemeint sei, fanden wir, daß der Turnergeist und die Turnerseele Geradheit, Einfachheit und Echtheit, freiwillige Disziplin und Haltung (turnerische Haltung) darstellten. Darum auch, und zwar von Turnvater Jahn angefangen, tragen die Turner eine Mission mit sich. Die Turner waren es, die sich gegen die Knechtheit auflehnten, dann aber Jahrzehnte auf ihren Lorbeeren ausruhten; und heute treten sie für die Freiheit und Einheit aller Deutschen ein. Sie hatten in Hamburg die trauerumflorten Fahnen der Ostvertriebenen dabei, sie begrüßten eine Saar-Abordnung. Mit wohlabgewogenen Worten werden sie heute in die Richtung gelenkt, ein Weltbürgertum mit einem einigen und freien Deutschland zu erstreben.

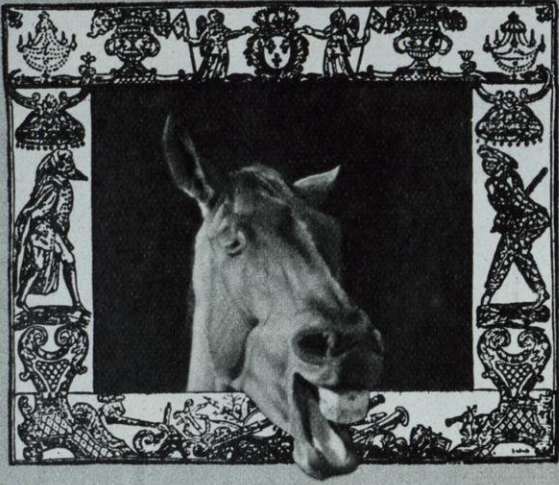
Aber die Turner sind nicht nur politisch interessiert, sie sollen im Turnverein alles finden: Musik (Jahn-Kantate), Laientanz, Gesang, Massenfestspiele, Spielmannszüge gehören zum Programm des Deutschen Turnerbundes, und wenn zu dem großen Festspiel von Grauerholz mit oft etwas verschwommenem und schwer verständlichem Text fünfzigtausend Turnfestbesucher kamen, so ist auch das wieder ein Beweis dafür, daß diese Menschen aus dem Gefühl heraus angesprochen sein möchten.

Daß sie auch gern marschieren, gehört mit zu ihrer allumfassenden Vielseitigkeit und mit zu den Requisiten des Naturschutzparkes. Ein Mann wie Dr. Lehr, Bundesinnenminister vom Dienst, konnte die Spuren der Rührung über Marschmusik, Marsch und Fahnenwald nicht unterdrücken. Junge Turner und Turnerinnen, die wir sprachen, sind manchmal nicht so marschierfreudig. Das Schauspiel, geschlossen durch die Stadt zu ziehen mit einem Spielmannszug und Rumm-Rumm davor, gehört zu den Dingen, auf die sie verzichten würden.

Das soll gewiß nicht die Aufzeigung eines Gegensatzes sein, denn die Turner gehören von der Jugendriege bis zur Ältestenriege zu einem Turnfest, und die uralten Besucher — in Hamburg war ein 87jähriger der Senior — schauen verzückt zu, wenn sie in den Jungen ein Stück ihrer Vergangenheit erleben. Nur könnte das Turnen, meinen wir, mit einer neuen Generation ein bißchen moderner werden, wobei wir die gute Tradition, die in der vielseitigen Körperausbildung liegt, durchaus unangetastet sehen möchten.

Liebe junge Frau!

Das sind die ersten drei Worte eines Briefes, den der Bundesjugendring allen jungen Wählern übermittelt. Der ganze Text ist dieser Nummer des „Aufwärts“ beigelegt worden.



Bis zum bitteren Ende

Als ein „leuchtendes Beispiel für die Jugend“ wird vom sowjetzonalen Nachrichtendienst die 77jährige Annemarie Noack aus Ostberlin hingestellt, die für die Erfüllung von 550 Halbschichten im „Nationalen Aufbauprogramm“ geehrt wurde. Sie will sogar weiterarbeiten.

Leere Versprechungen

Ein Berliner Schuhmacherlehrling, der es eilig hatte, ein Paar reparierte Schuhe abzuliefern, stieß im Laufen einige Apfelsinen vom Stand einer Straßenhändlerin herunter. Ohne sich weiter um die auf die Straße rollenden Früchte zu kümmern, lief er hastig weiter. „Warte, du Tolpatsch“, rief die Frau hinter ihm her, „komm du man bloß her, ick lang dir ne saftige Maulschelle.“ Der Junge sah sich nur kurz im Laufen um und rief: „Nee, nee, ooch wenn Se mir zwee wasprechen, komm ick nich.“

Zigeunerblut

Ein Buchhändler lebte 42 Jahre in ein und demselben Gebäude. Zur Überraschung der ganzen Stadt übersiedelte er eines Tages ins Nachbarhaus. Ein Reporter der Lokalzeitung erschien aus diesem ungewöhnlichen Anlaß und interviewte den Buchhändler.

„Was hat Sie eigentlich bewegen umzuziehen?“ fragte der Journalist. Darauf der Buchhändler langsam und bedächtig: „Ich glaube, es war das Zigeunerblut in mir.“

Vermächtnis

In dem Testament eines verstorbenen Landwirts in Bad Segeberg stand, daß er der Bundesregierung seine alte Gasmaske aus dem ersten Weltkrieg vermache.



Ein weitsichtiges Testament

Rund 6000 Paar Schuhe hat der 1466 in Uelzen verstorbene Schuhmachermeister Hermann Mestwart bedürftigen Bewohnern seiner Vaterstadt in den letzten Jahrhunderten beschert. Er hinterließ der Schuhmacherinnung einen Grundbesitz und verfügte, daß dessen Zinsen jährlich zum Ankauf von zwölf Paar Schuhen für die Armen verwandt werden sollten. Seit Kriegsende werden Vertriebene aus dem deutschen Osten mit solchen Schuhen beschenkt.

Bremen geht neue Wege

Über ihre staatsbürgerlichen Pflichten sollen die 30 000 Jungwähler der Jahrgänge 1929 bis 1932 des Landes Bremen in einer neuartigen und unkonventionellen Art aufgeklärt werden. Es ist eine Reihe von Unterhaltungs- und Tanzabenden vorgesehen, in deren Rahmen jeweils ein Redner die Bedeutung der Bundestagswahl am 6. September erläutern soll. Veranstaltet werden die Tanzabende vom Landesjugendring, dem Bremer Frauenausschuß und der von der Jugendbehörde ins Leben gerufenen Arbeitsgemeinschaft „Die Wahl“, der auch Vertreter der politischen Parteien angehören.



AUFWARTS

Jugendzeitschrift des Deutschen Gewerkschaftsbundes. Verlag: Bund-Verlag GmbH, Köln-Deutz, Schließfach 6. Verlagsleiter: Georg Reuter und Wilhelm Biedorf. Schriftleitung: Hans Treppe. Graphische Gestaltung: Willi Fleckhaus. Telefon 7 06 81. — AUFWARTS erscheint alle 14 Tage. Bestellung bei allen Jugendfunktionären und Postanstalten. Bezugspreis durch die Post vierteljährlich 1,15 DM zuzüglich Zustellgebühr. Unverlangt eingesandene Manuskripte muß Rückporto beigefügt werden. Kupfertiefdruck: Kölner Pressedruck GmbH, Köln.

Ein Brief an Dich

Was sollst Du tun, wenn der Deutsche Bundestag gewählt wird? Hier einige Ratschläge:

So wie Du haben uns viele geschrieben. Denn unser Posteingang aus dem Leserkreis ist groß. Und er hat sich in diesen Tagen verstärkt, wo im Wahlkampf über die Gewerkschaften besonders häßliche Lügen und Verleumdungen verbreitet werden. Das beginnt damit, daß der Abgeordnete Euler dreist behauptete, die Gewerkschaften finanzierten die SPD, und das letzte bei der Niederschrift dieses Briefes ist, die amerikanische Hohe Kommission habe den Wahlauftrag des DGB beeinflusst. Beides sind bewußte Lügen. Die Dienststelle des amerikanischen Hohen Kommissars sagte in einer öffentlichen Erklärung, die Meldung von der Beeinflussung „sei unwahr und entbehre jeder Grundlage“. Und daß der Abgeordnete Euler gelogen hat, ist ihm vom DGB in aller Öffentlichkeit gesagt worden. Bis zur Wahl ist noch eine lange Zeit, und Du kannst Dich darauf verlassen, es wird noch manches Böswartige über die Gewerkschaften gesagt werden. Das ist eine alte Methode derer, die ein schlechtes Gewissen haben. So haben sie es schon immer gemacht. In Jahrzehnten haben sie noch nicht begriffen, daß ihre Methode ins Gegenteil umschlägt und erst recht unsere Aktivität herausfordert. Was kannst Du tun!

Nun zum eigentlichen Deines Briefes, wo Du fragst, was Du als 18jähriger, der noch nicht wählen kann, in diesen Tagen des Wahlkampfes tun kannst. Da kann sehr viel getan werden.

Wir haben immer wieder die jungen Menschen aufgefordert, sich um politische Fragen zu kümmern und möglichst politisch aktiv zu werden. Wir sind der Meinung, man kann nicht früh genug damit anfangen. Und so geht auch die Wahl zum Bundestag am 6. September jeden jungen Menschen an, auch wenn er noch keine Stimme abgeben kann. Denn was der kommende Bundestag tut und macht, geht auch ihn an. Entscheidet auch mit über sein Schicksal.

Und man kann vieles tun. Du kannst den Kandidaten unterstützen, der den gewerkschaftlichen Forderungen aufgeschlossen gegenübersteht. Der Kandidat, der Dir die Gewißheit gibt, daß er sich für ein besseres Jugendrecht, für ein Berufsausbildungsgesetz nach modernen Gesichtspunkten und für eine wirkliche Neuordnung des gesamten wirtschaftlichen und sozialen Lebens einsetzt, der die volle Mitbestimmung der Arbeitnehmer bejaht. Einen solchen Kandidaten kannst Du unterstützen, indem Du seine Wahl-

zeitungen und Flugblätter verteilst, indem Du von ihm sprichst, mit Deinen wahlberechtigten Kollegen am Arbeitsplatz, mit Deinem Vater und Deiner Mutter, mit allen aus Deiner Familie, mit den jungen Freunden, die zum erstenmal wählen können. Vor allem um die letzteren sollst Du Dich besonders kümmern. Jeden, den Du hier kennst, mußt Du davon überzeugen, daß sein Recht zu wählen eine Verpflichtung ist.

Du solltest alles tun, daß alle jungen Menschen, auch die schon etwas älteren, ihre Stimme abgeben, damit nicht wieder die jungen Wähler die schlechtesten Wähler sind.

Du sollst auch jedem sagen, daß er keine Splitterpartei wählt. Eine Vielzahl von Parteien ist nicht gut. Die Leute, die hier auftreten, sind meist Ehrgeizlinge, Geltungsbedürftige und sehr oft, offen gesagt, Dummköpfe.

Auch für die alten Nazis und Militärs darf keine Stimme abgegeben werden. Das gleiche gilt für die Radikalen von links. Beide Gruppen haben in einem demokratischen Parlament nichts zu suchen, weil sie selbst undemokratisch sind.

Lieber Werner, so kannst Du vielerlei in diesen Tagen tun. Und so wie Du kann das jeder junge Gewerkschafter. Ich möchte fast sagen — muß es tun.

Ich bin überzeugt, eine solche Arbeit wird Dir und allen anderen Freude machen.

Auf daß es klappen möge.

Freundliche Grüße
Hans Treppe

Die anständigen Bonzen

Was viele Leute heute nicht wissen:

In Niedersachsen lebt ein Mann, der hat sich 1933 eifrig daran beteiligt, einen Gewerkschaftsfunktionär zu erschlagen. Dann sagte er, nun habe man es den Gewerkschaftsbözen, die sich stets gemästet hätten, aber „ordentlich gegeben“. Worauf der Mann ein Führer in der „Deutschen Arbeitsfront“ wurde — mit einem Riesengehalt.

In Westfalen gibt es eine Zeitung, die hat 1953 geschrieben, die Gewerkschaften seien „unanständig dummverlogen“. Unter den Gewerkschaftsfunktionären gebe es viele „saturierte Figuren“, denen es im Zeichen der Mitbestimmung mehr als gut gehe. Diese Zeitung schreibt 1953 mit etwas anderen Worten und einem neuen Gesichtspunkt also genau das, was der Nazi 1933 behauptet hat. Sie möchte auch gern Gewerkschaftsfunktionäre erschlagen. Aber nicht mit dem Gummiknüppel und Pistolenknäuel. Sie möchte auch nicht Schadel einschlagen. Sie möchte moralisch töten.

Dem wilden Blättchen aus Westfalen aber bleibt der Erfolg beim Totschlagen von Gewerkschaftsfunktionären versagt. Es gibt nur noch wenige Zeitgenossen, die sich mit jenem Butzemann schrecken lassen, den die Feinde einer freiheitlichen Gewerkschaftsbewegung schon vor langer Zeit unter dem Namen „Gewerkschaftsböze“ erfunden haben. Das Blättchen aus Westfalen ist hinter dem Mond zurück. Es verleumdet noch mit Behauptungen, die andere Gewerkschaftsgegner schon durch neuzeitlichere ersetzt haben.

Gerade in den letzten Wochen aber bekamen die altmodischen Gewerkschaftsgegner besonders starken Gegenwind. Bundesvorstand und Bundesausschuß des Deutschen Gewerkschaftsbundes haben beschlossen, eine gemeinnützige Stiftung „Mitbestimmung“ zu errichten. In den Fonds dieser Stiftung werden Vertreter der Arbeitnehmer in Aufsichtsräten, Werksleitungen usw. einen angemessenen Teil des Geldes einzahlen, das sie für diese Tätigkeit bekommen. „Da die Mitbestimmung für die Gewerkschaften Gegenstand einer sozialen Verpflichtung ist, darf sie nicht eine Quelle besonderer Bezüge werden“, erklärt der DGB.

Die Gewerkschaftsgegner dürfen sich nicht einbilden, man habe diese Stiftung eigens beschlossen, um ihnen Wind aus den Segeln zu nehmen. Das ist nur eine Nebenerscheinung. Beschlossen wurde die Stiftung, um begabten Arbeitnehmern, insbesondere begabten Kindern von Arbeitern, Angestellten und Beamten, eine Fortbildung zu ermöglichen. Außerdem soll die Stiftung in besonderen Notfällen Arbeitnehmern jener Betriebe helfen, aus denen das Geld stammt.

Unsere „Bonzen“ sind also sehr anständige Menschen. Die Arbeit im Rahmen der Mitbestimmung ist anstrengend, stellt hohe Ansprüche an Arbeitszeit und Arbeitskraft. Sie ist zumindest ebenso wertvoll wie die Arbeit der Unternehmensvertreter in den Aufsichtsräten und Werksleitungen. Die Vertreter der Arbeitnehmer haben also bei der gleichen Verantwortung selbstverständlich Anspruch auf die gleiche Entschädigung. Während die Unternehmensvertreter ihren „Batzen“ ungeschmälert nach Hause tragen, verzichten die Arbeitnehmervertreter auf einen erheblichen Teil. Sie verzichten, damit vor allem begabte Arbeiterkinder lernen können, wie man die Positionen der Arbeitnehmer zu verteidigen hat.

Die Pantherbande

soll in München von „Mercur“ verfilmt werden

Man muß doch den Atem anhalten über das Vorhaben der Münchner „Mercur-Filmgesellschaft“, einen Film zu drehen über das Wirken der Pantherbande, jenen Kreis Jugendlicher, deren verbrecherisches Tun vor einigen Monaten vor dem Gericht abgeurteilt wurde.

Jene jugendliche Verbrecherbande fiel ganz besonders durch die Kaltblütigkeit und den Zynismus ihres Führers auf, der selbst noch vor Gericht diese Haltung behielt.

Und so etwas soll nun verfilmt werden! Die jugendlichen Kriminellen sollen „Helden“ der Filmleinwand werden! Der Chef der Pantherbande, selbst ein junger Mensch, soll im Film zeigen, wie man so etwas macht.

So etwas wird Folgen haben. Ganz gleich, in welche Richtung man den Film abbiegen will. Denn es liegt eine ganz besondere Gefahr darin, junge Menschen als Verbrecher auf der Leinwand zu zeigen. Und doch soll dies nach dem Willen einer Filmgesellschaft geschehen. Und nur darum, weil man in dieser „Sensation“ ein Geschäft sieht und eine Stange Geld zu verdienen hofft. Es wäre nicht verwunderlich, wenn die Produzenten auch noch eine Bundesbürgschaft für diesen Film haben wollten.

Im Augenblick kann man das Vorhaben der „Mercur-Filmgesellschaft“ nur anprangern und hoffen, daß die Filmverantwortlichen selbst die Unmöglichkeit ihres Vorhabens einsehen und nicht mehr davon reden.

Die Prostituierten

Jugendlichen ist der Zutritt streng verboten!

Vor einem großen Kino der Innenstadt hängt ein aufdringliches, angestricheltes Plakat mit dem marktschreierischen Titel „Die Prostituierten“...

Und darunter in meterhohen Buchstaben: „Erregend! Grausam! Sinnlich! Bestialisch!“

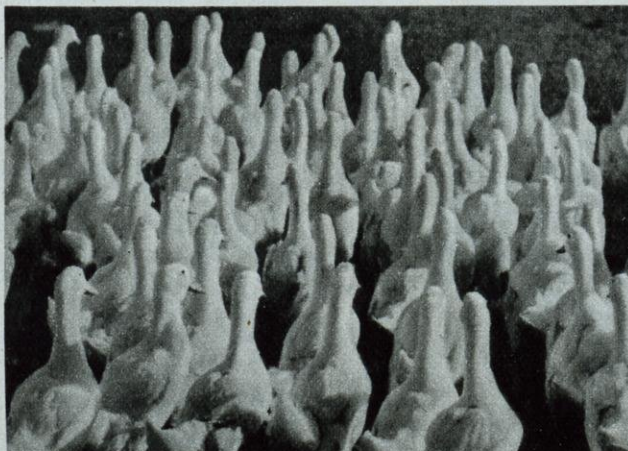
Sehr klein kann man darunter lesen: „Jugendlichen ist der Zutritt verboten...“ Zwei Mädchen kommen, sichtlich angegeregt, aus der „bestialischen“ Vorführung.

„Du“, sagt die eine, „das mit den »Jugendlichen« ist doch nur eine Pro-forma-Sache... Ich bin vierzehn und du fünfzehn, nicht wahr —?“

Sie gehen eine Weile schweigend vor mir her.

Plötzlich bleibt die Jüngere stehen, sieht ihre Freundin nachdenklich an und sagt: „Weißt du, im Grunde ist das albern! Wenn ich daran denken muß, wie sie bei uns arbeiten müssen...! Weißt du, die denken gar nicht an solche Sachen. Wenn das das wirkliche Leben sein soll —!“

Die wahrhaft Erwachsenen sind manchmal die Jugendlichen!



Gänse recken hier den Hals aus Übermut.



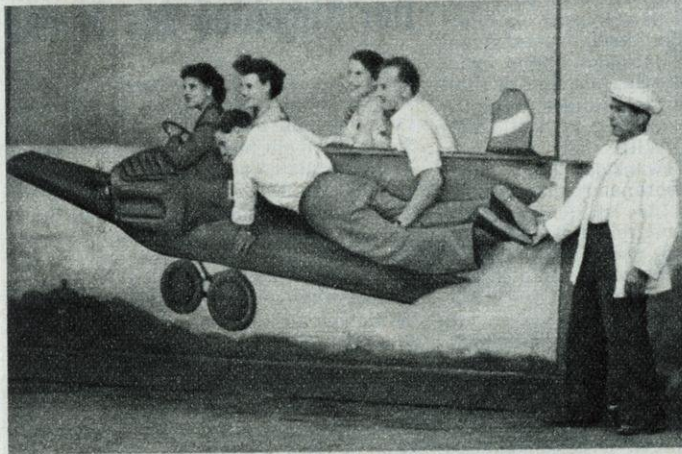
(Es fragt sich nur, warum der Sand es tut.)

Warum ist es am Rhein so schön?

Eine nicht landläufige Rheinreportage des Aufwärts-Fotografen über diverse Freuden am Vater Rhein



... weil man am Busen der Natur Wein trinken kann. Die „einfachen Leute“ bringen ihre Butterbrote mit und warten in den Weinlauben der Gartenrestaurants auf Bedienung. Die Kellner sind dem Ansturm kaum gewachsen. Es gibt böse Gesichter, die nicht recht zu den Hüten passen, die man als „Andenken“ gekauft hat.



... weil man mit dem Flugzeug fliegen kann, mit dem Pappflugzeug. Man stellt sich hinter eine Kullisse, und der Fotograf knipst die Gesellschaft. Sein Gehilfe (rechts) hält einen Passagier fest, der sich auf die gemalte Tragfläche gelegt hat. Die Leute finden's lustig.

... weil man von trutzigen Burgruinen einen guten Ausblick genießt. Auf dem „Drachenfels“ z. B. ballen sich jährlich vier Millionen Besucher. Und wenn vier Millionen Menschen oben waren, dann muß es dort schön sein, meinen wenigstens die Touristen.



... weil man den Wein vom Rhein in der Gesäßtasche tragen kann. Dann bleibt er schön kühl, und durch die Bewegung schäumt er wie Sekt. Man kann die Flaschen als Wurfgeschosse benutzen; über die Scherben freuen sich die Autofahrer.



... weil man für einen Groschen gute Ratschläge bekommt. „Suchen Sie sich baldigst eine Frau“, hatte der Juxautomat dem jungen Mann geraten. Wie man sieht, tut er's auch.



... weil man sich so ungezwungen bewegen kann. Was will nur der Mann links? Wir sind doch am Rhein! Wein, Weib und Gesang, solange das Geld reicht. Nach uns die Sündflut... Leser, die beabsichtigen, an den Rhein zu fahren, sollten sich diese Bilder noch einmal ansehen. Genau ansehen.

KOLLEGE UNBEKANNT

Er saß mir in der Straßenbahn gegenüber. Breit und schwerfällig, die Stirn von vielen Furchen durchzogen. Irgend etwas schien mit ihm nicht in Ordnung zu sein. Unruhig rückte er hin und her, und ein paarmal sah er mich hilflos an, als sei ihm etwas begegnet, was er nicht begreifen konnte.

Vor der Werft war er mit mir zusammen eingestiegen. Der Wagen war leer. Draußen lag dichter Nebel. Vom Strom tuteten ohne Unterlaß die dumpfen Rufe der Nebelhörner.

„Du kennst doch Hein Butenschön auch!“ sagte er dann plötzlich mit einem gespannt fragenden Blick.

Ich kannte weder den Frager noch Hein Butenschön und entgegnete: „Wie kommst du darauf?“

„Wir haben an die zehn Jahre zusammen gearbeitet“, murmelte er. „Und nun ist er tot...“ Seine narbigen Hände irrten hin und her, sein Atem ging stoßweise: „Das war in Dock vier. Die Kolonne hat das oberste Gerüst — und Hein macht noch einen Witz, über den wir alle lachen — und da rutscht er aus — und runter — und das sind über zehn Meter — und zu retten war da nix mehr — nix!“ Er sah mich fast feindselig an: „Du mußt ihn doch gekannt haben!“

Ich nickte nun. Ich spürte einfach, daß er eine bejahende Antwort brauchte, um nicht mehr mit seiner Qual so allein zu sein. Und sofort wurde er auch ruhiger und sprach, vor sich hinnickend: „Ja — alle haben ihn gekannt — den Hein. Die Jungen und die Alten. Er war da so mitten

zwischen. Und wenn was nicht stimmte oder was verquer lag mit dem Meister oder den Schreibern, dann bog er das wieder grade — der Hein...“

Er sann eine Weile vor sich hin, doch dann kehrte die Unruhe wieder in sein grüblerisches Gesicht zurück: „Nun soll ich seiner Frau Bescheid sagen — und drei Kinder sind da — und nächstes Jahr wollte er bauen...“ Ich beugte den Kopf. Seine Qual ging mir nahe. — „Komm mit zu der Frau!“ preßte er hervor. „Komm mit — ich weiß doch nicht, was ich ihr sagen soll!“

Ich wollte abwehren, aber es ging nicht mehr. Nach meinem ersten „Ja“ hätte er es nie mehr begriffen in seiner schweren Verlassenheit. Wir mußten drei Treppen hoch. Mir klopfte das Herz zum Zerspringen. Es dauerte lange, ehe einer den Mut zum Klingeln fand.

Die Frau öffnete. „Du, Friedrich!“ rief sie herz-

lich, streckte ihm die Hand hin und sah fragend auf mich.

„Bin auch ein Kollege von Hein“, preßte ich hervor.

Freundlich nickte sie mir zu. Aber dann veränderte sich plötzlich ihr Antlitz: „Wo kommt ihr denn jetzt her? Ist was passiert, Friedrich?“ Das Gesicht des Arbeiters zuckte. Er brachte keinen Ton hervor. Der Blick der Frau weitete sich. Ihre Lippen begannen zu zittern. Ihre flatternden Hände griffen nach einem Halt. Ich sprang hinzu und führte sie behutsam auf einen Stuhl.

Wie lange ich dort neben ihr war, weiß ich nicht mehr. Ich weiß nur, daß ich zu ihr sprach — und daß ich vielleicht ein paar von den Worten fand, die Heins Kollege in seinem Herzen barg und nicht aussagen konnte... .

Vielleicht ist es in diesen dunkeln Stunden ja auch einerlei, wer die Worte findet. Hier sind wir alle Kollegen von Hein.



EBT mehr Eier, und die Hühner gehen am Stock. Sie können nicht mehr legen, als sie seit ihrer Erschaffung gewohnt sind zu legen. Findige Amerikaner sagten sich aber: „Wollen wir mal sehen, ob die Hühner nicht doch noch mehr legen können...“ Und sie schufen jene Apparatur (LIFE-Foto oben), die man „Hühner-Lege-Batterie“ nennt. Sie funktioniert folgendermaßen:



Hühner werden nebeneinander in kleine Drahtkäfige gesperrt. In kurzen Zeitabständen rollen automatische Futtertröge vorbei (siehe Bilder unten und rechts). Das Huhn kann dann genau soviel Futter picken, wie es für seine Eierproduktion braucht. Nicht zuviel und nicht zuwenig. Die richtige Menge garantiert den Erfolg, und die Eier rollen auf eine Schiene.

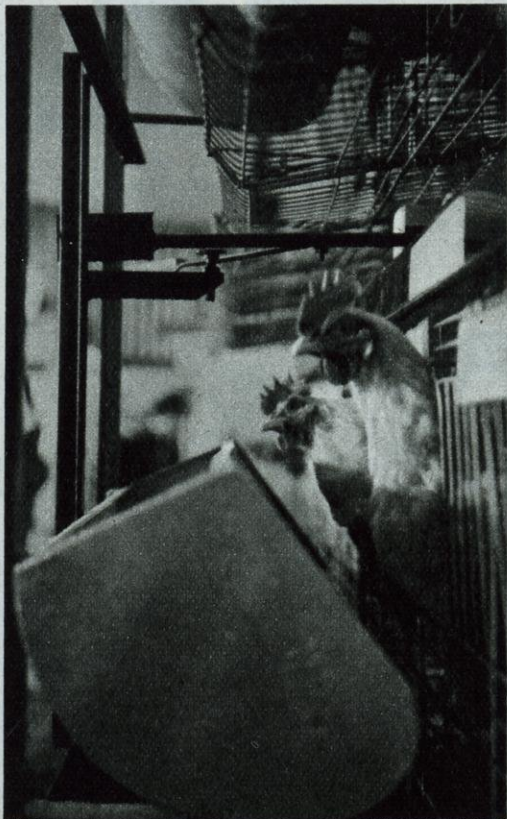


Tierquälerei, sagen viele Leute. Die Erfinder halten ihnen entgegen: Kaninchen hat man auch eingesperrt, obwohl sie früher frei umherliefen. Die Kaninchen fühlen sich wohl dabei. Auch die Hühner werden sich wohlfühlen. Es ist alles nur eine Gewohnheit.

Große Hühner Lege-Batterie

Wir fragen:

*Kann man Hühner rationalisieren?
Und werden auch die Eier billiger?*



Ein Buch erregt Aufsehen. Der Österreicher Karl Bednarik schrieb über den jungen Arbeiter

Wahrheiten, die schmerzen

Vor einigen Wochen erschien ein Buch von Karl Bednarik. Es heißt: „Der junge Arbeiter — ein neuer Typ!“ Das Buch beruht auf einem Studium der österreichischen Verhältnisse, vor allem, aber der arbeitenden Jugend Wiens. Trotzdem kann man wahrhaftig nicht sagen, es sei ein österreichisches Buch, denn was hier gesagt wird, geht uns in Deutschland genau so an.

Nun, es ist kein Bild, wie es vielleicht unseren Wünschen entsprechen würde, was da von dem jungen Arbeiter unserer Tage gezeichnet wird. Es wird gesagt, die jungen Arbeiter hätten im allgemeinen nur Sinn für das Vergnügen — Tanz, Kino, Sport. Der Bildungswille der Jungarbeiterschaft sei mehr oder weniger verlorengegangen, und soweit es so etwas noch gebe, handele es sich meist um reine Zweckbildung. Jeder denke zunächst an sich selbst. „Die soziale Utopie von gestern“, sagt Bednarik, „ist von der individuellen Illusion der heutigen Arbeiterjugend abgelöst worden.“ Er will damit sagen, daß der Wille der Arbeiterjugend etwa der zwanziger Jahre, eine neue Gesellschaftsordnung aufzubauen, heute kaum noch da ist. Statt dessen kommt er auf Grund seiner Beobachtungen zu dem Schluß, der junge Arbeiter von heute würde zwar meist seine Arbeit gut verrichten, hätte aber nicht mehr das Bedürfnis, sich in seiner freien Zeit mit Bildungsfragen oder politischen Aufgaben zu befassen. Anders gesagt: Es gibt heute keine Arbeiterjugendbewegung mehr, sondern bestenfalls Organisationen der arbeitenden Jugend, Zweckverbände, die „statt Revolutionen Ortskrankenkassen fordern“. Es fehlt der Schwung, der persönliche Einsatz und der unbeugsame Wille, etwas „ganz Großes“ zu verwirklichen.

Und weiter: Bednarik meint, die Arbeiterjugend von heute wisse die sozialen und wirtschaftlichen Fortschritte kaum mehr zu würdigen, die durch einen jahrzehntelangen Kampf der Gewerkschaften und der Arbeiterparteien erreicht worden seien. Die jungen Arbeiter unserer Tage, sagt er, setzten den modernen Sozialstaat mit all seinen Vergünstigungen im Vergleich zu früheren Zeiten genau so in ihren Lebensplan ein wie die Berufsausbildung oder z. B. eine Erbschaft. Hand in Hand damit ginge das Bestreben vieler junger Arbeiter, die Möglichkeiten dieses Sozialstaates bis zum äußersten auszunutzen. Bednarik bringt das auf die Formel: „Der Steuerhinterziehung des Bürgertums entspricht der moderne Sozialwindel der Arbeiterschaft.“ Das ist ein hartes und gewiß nicht richtiges Wort. Und gerade hier wird die Frage berechtigt erscheinen, ob denn das Bild der Wirklichkeit entspricht, das Bednarik von der modernen Arbeiterjugend zeichnet. Ein Fehler des Buches ist es, den jungen Arbeiter von heute im ganz allgemeinen Sinn zu vergleichen mit dem organisierten, insbesondere dem sozialistischen Jungarbeiter der zwanziger Jahre. Das geht nicht. Man kann hier nur Gleiches mit Gleichem in Verbindung bringen, und so erklärt sich z. T. die Tatsache, daß Bednarik vieles aussagt, was für die organisierte Arbeiterjugend der Gegenwart nicht durchweg in dieser Schärfe zutrifft.

Bednarik kommt selbst aus der sozialistischen Jugend, und man merkt es seinem Buch an, daß er mit seinem Herzen an der Arbeiterjugend hängt. Wenn er kompromißlos aufzeichnet, wie seiner Meinung nach die Tatsachen sind, so spürt der Leser doch, wie stark Bednarik selbst davon berührt wird, Dinge sagen zu müssen, die wahr sind, aber eben deshalb oft wehe tun. Viele Erscheinungen unserer Zeit hat er richtig gesehen, und niemand kann sein Buch beiseite legen, ohne stark beeindruckt zu sein. Er fordert uns heraus, uns selbst zu prüfen und nach dem eigentlichen Grund und Sinn unserer Jugendarbeit zu forschen. Und er zeigt uns Gefahrenpunkte, auf die wir sehr genau achten müssen. So gesehen, ist das Buch von Bednarik von großem Wert. Wir sollten nicht daran vorbeigehen. Ulrich Lohmar

Was ist mit dem

Laienspielwettbewerb?

Im Oktober 1952 rief die Hauptabteilung Jugend dazu auf, ihr Laienspiele einzureichen, die von Jugendleitern, Laienspielern und Schriftstellern geprüft werden sollten. Alle Einsender nahmen an dem Wettbewerb teil, der gleichzeitig ausgeschrieben war und dessen 1. Preis immerhin 1000 DM betrug. Das

ist mehr, als normalerweise für ein Hörspiel im Rundfunk gezahlt wird. Der Einsendeschlußtermin war der 31. März 1953. Rund 250 Einsendungen waren zu prüfen. Das war für das Preisrichterkollegium eine harte Arbeit, die noch nicht ganz abgeschlossen ist. Deshalb ist es unmöglich, die Preisträger schon jetzt bekanntzugeben. Die Hauptabteilung Jugend hofft, das bis zum 31. Juli 1953 nachholen zu können. Die für eine Bewertung nicht in Frage kommenden Stücke wurden größtenteils den Verfassern bereits zurückgesandt.

Hans Bars:

Der Abschied des Moses

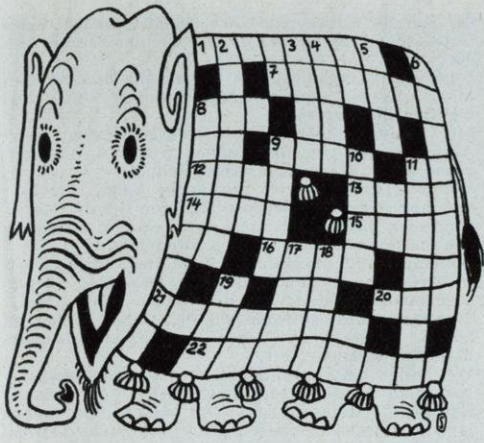
Als er die Treppe heraufgestampft kam, war es schon später Abend. Ein Sonntag. Es klang, als wenn einer bei schwerem Sturm über ein Stahldeck polterte. Meine Kinder schliefen schon. Aber daran dachte er wohl nicht in dem Augenblick. Seine laute, kräftige Stimme erscholl ohne Scheu auf dem Flur, als er meine Frau ansprach. Ich vernahm, daß er Abschied von mir nehmen wollte. Dann stand er auch schon bei mir im Zimmer. Meine Schreibtischlampe strahlte ihn an, ihn, den fünfzehnjährigen Burschen, der mir inzwischen über den Kopf gewachsen war und noch immer keine Anstalten machte, diesem unheimlichen Wachsen Einhalt zu gebieten. Sein Baß hätte einem altgedienten Kapitän Ehre eingebracht. Dabei wollte er die Sprossenleiter dahin am nächsten Tag erst als Moses beginnen. „Der Pott liegt im Hafen. Morgen geht die Reise los!“ versicherte er mir gewichtig. Die Freude leuchtete ihm aus den Augen. Ich konnte nicht feststellen, was diese am größten machte: der Stolz darüber, zur See zu kommen und damit einen alten Wunsch erfüllt zu sehen, die Genugtuung darüber, die längst lästig gewordenen Fesseln der Schule, auf der er sich nicht gerade ausgezeichnet hatte, endlich abgestreift zu haben. Er hatte dort der Forderung seiner Lehrer nach Leistungen in der Mathematik und den anderen vertrackten Fächern seinen verbissenen Bubenstolz und unbändigen Freiheitsdrang entgegengestemmt. Letztens konnte es auch die Tatsache sein, daß er allein an Bord gehen mußte, weil seine Eltern gerade verreist waren. Vielleicht befriedigte ihn das am meisten, denn es lebte in ihm ein herber Stolz, von nun an als Mann zu gelten und für sich selbst einzustehen.

„Der Seesack ist gepackt!“ Ich nickte. Das wußte ich. Lange genug hatte der Junge auf das Zeichen gewartet, das ihn an Bord rief. Tage, Wochen, ach, wie viele eigentlich? Ich weiß es nicht mehr genau. Aber das weiß ich: die Zeit des Wartens war unendlich lang für den Jungen. „Ich wollte mich noch eben verabschieden!“ sagte er. Dann blieb er aber doch noch eine Weile, saß mir gegenüber und sprach mit mir wie ein Gleichaltriger. Bald würde er mit mir über Dinge sprechen können, von denen ich weniger verstand als er. Das würde ihn freuen. Damit glich er dann eine alte Rechnung wieder aus, die er mit mir noch abzumachen hatte. Er sollte einmal die weiterführende Schule besuchen. Vor Jahren schon. Ich hatte mich redlich, aber nur mit magerem Erfolg darum bemüht, ihn aufnahmebereit und willig für das Schulleben zu machen. Immerhin war er der Sohn meines Freundes. In der Schule brauchte ich ihn nicht zu unterweisen.

„Wenn ich durchhalte, besuche ich die Steuermannsschule!“ versicherte er. „Natürlich hältst du durch!“ erwiderte ich. „Du hast dir diesen Beruf doch selbst ausgesucht!“ Er nickte und fügte hinzu: „Dann geht es wieder an die Mathematik heran!“ „Was du jetzt nicht lernen wolltest, mußt du dann eben nachholen!“ Der Hieb saß. Aber der Moses verzog sein Gesicht nicht. In ihm arbeitete es mächtig. „Ich schaff' es schon!“ „Glaube ich auch!“ Der Junge lachte: „Von meinen Eltern habe ich mich vorsichtshalber schon vorher verabschiedet. Na, ich leg' noch einen Zettel hin!“

Dann ging er auch bald. Er drückte mir kräftig die Hand. Der Druck saß. Kraft zum Zupacken fehlte ihm nicht mehr. Er wird sie auf dem alten Motorsegler, den man einen Seelenverkäufer nennen kann, denn er ist reif zum Abwracken, noch tüchtig gebrauchen müssen.

Inzwischen ist er längst Moses auf See, der Sohn meines Freundes. Allzeit gute Fahrt, Moses!



Kreuzworträtsel

a) von links nach rechts: 1. Insel im Mittelmeer, 7. Vorhang, 8. Dienststelle, 9. Befestigungsmittel, 12. Kobold, 13. Stadt in Norddeutschland, 14. Landschaftsform, 15. Frauennamen, 16. Skatausdruck, 20. Abschluß, 21. Säugetier, 22. Stadt in Bayern.
 b) von oben nach unten: 2. Stadt in Thüringen, 3. Zustand, 4. Teil des Auges, 5. Strom in Afrika, 6. Land in Nordosteuropa, 8. Hochfläche in Frankreich, 9. Vorzeichen, 10. Abscheu, 11. Kurort an der Riviera, 17. europäisches Grenzgebirge, 18. Fluß in Sibirien, 19. Windschatten.

Eine Ligamannschaft macht Milchtraining

Die bunte Sportplatte von Paul Äugelein

Im englischen Liga-Fußball gibt es viele „Geheimrezepte“, die von den Trainern vorsichtig gehütet werden. In der Vorbereitung auf die neue Spielzeit hat der Manager des bekannten Huddersfield Town seinen Spielern jetzt empfohlen, nach jedem Spiel und jedem Training viel Milch zu trinken. „Es gibt nichts Besseres für die Nerven und für die Kondition. Ich bin gegen alle Reizmittel und für eine gesunde Ernährung“, sagte der Manager Beattie, der zuversichtlich hofft, daß seine Mannschaft mit dem „Milch-Training“ eine führende Rolle in der neuen Saison spielen wird.

Immer am Hinterrad

Australiens Olympiasiegerin in den Sprintstrecken von Helsinki, Marjorie Jackson, hat jetzt ihr Herz verschenkt und wird im November dieses Jahres in Adelaide mit dem australischen Radsportler und Olympiateilnehmer Peter Nelson in den Hafen der Ehe einlaufen. „Auch nach meiner Heirat werde ich noch aktiv bleiben und noch schneller werden. Jetzt habe ich dann einen idealen Trainingspartner, der nicht so

leicht ermüdet“, meinte Marjorie lächelnd und deutete dabei auf das Rad ihres künftigen Mannes.

Schweigen ist Gold

Die Wasserballschiedsrichter müssen in Zukunft ihre Zunge hüten. Die Regelkommission des Internationalen Schwimmverbandes hat nämlich an alle Wasserballschiedsrichter einen Aufruf erlassen, eine halbe Stunde lang nach jedem Spiel jede Diskussion über das geleitete Treffen zu unterlassen. Man will damit verhindern, daß die Schiedsrichter unbedachte Äußerungen tun. Nach einer halben Stunde, so glaubt man, könnte es sich der „Ref“ in aller Ruhe überlegen und werde keine vorschnellen Urteile abgeben.

Boxer-Gehirne arbeiten anders

Systematische Messungen der Gehirnvorgänge, das heißt der dabei entstehenden minimalen elektrischen Ströme, haben ergeben, daß bei vielen Berufsboxern Abweichungen von dem normalen Rhythmus vorliegen. Die stärksten Störungen wiesen diejenigen Boxer auf, die eine oder mehrere Ko-Niederlagen hinter sich hatten. Bei fast 38 v. H. wurden mittels Elektro-Encephalogramm Abweichungen von bedenklichem Ausmaß festgestellt.

Wer dafür ist...

Zwei Vereine in Oberitalien, die in einer unteren Klasse ein Punktespiel auszutragen hatten, lieferten sich einen erbitterten Kampf. Plötzlich „legte“ ein Verteidiger im Strafraum seinen

Gegner. Der Schiedsrichter pfiiff, drehte sich zum Publikum und meinte: „Meine Herrschaften, Sie haben alle den Vorfall gesehen. Ich bin ganz in Ihrer Hand. Ich bin Familienvater und kann mir keinerlei Geschichten leisten. Wer von Ihnen für einen Elfmeter ist, hebe die Hand.“ Die meisten Hände blieben unten, der Elfmeter wurde nicht gegeben.

„Bitte nicht füttern“

Joe Sharman, Torsteher von Ilkeston Town, ist der Liebling des Publikums. Besonders die Damenwelt steht bei jedem Heimspiel dicht gedrängt hinter dem Tor von Joe, der nicht einmal einen Blick für die Zuschauer hat. Aber Joe hat eine Schwäche: er ißt nämlich gern Süßigkeiten. Als nun wieder einmal „Pause“ vor dem Ilkeston Towner Tor war und Joe, lässig an den Torpfosten gelehnt, sich langweilte, flog ein Streifen Schokolade, von geschickter Mädchenhand geworfen, Joe vor die Füße. Joe drehte sich um, dankte und verspeiste die Schokolade. Beim nächsten Heimspiel, als wieder einmal „Pause“ vor Joes Kasten war, wiederholte sich der Vorfall, nur mit dem Unterschied, daß sich nun ein wahrer Gewitterregen von Süßigkeiten über ihn ergoß. Joe wurde regelrecht gefüttert. In der zweiten Halbzeit aber bekam Joe fürchterliches Magenweh. Er zählte die Minuten bis zum Schlußpfiiff, wo er wie von der Tarantel gestochen vom Platz sauste und in den nächsten Minuten nicht zu sehen war. Der Klubvorstand erwägt, hinter dem Tor ein Schild aufzustellen: „Bitte nicht füttern!“

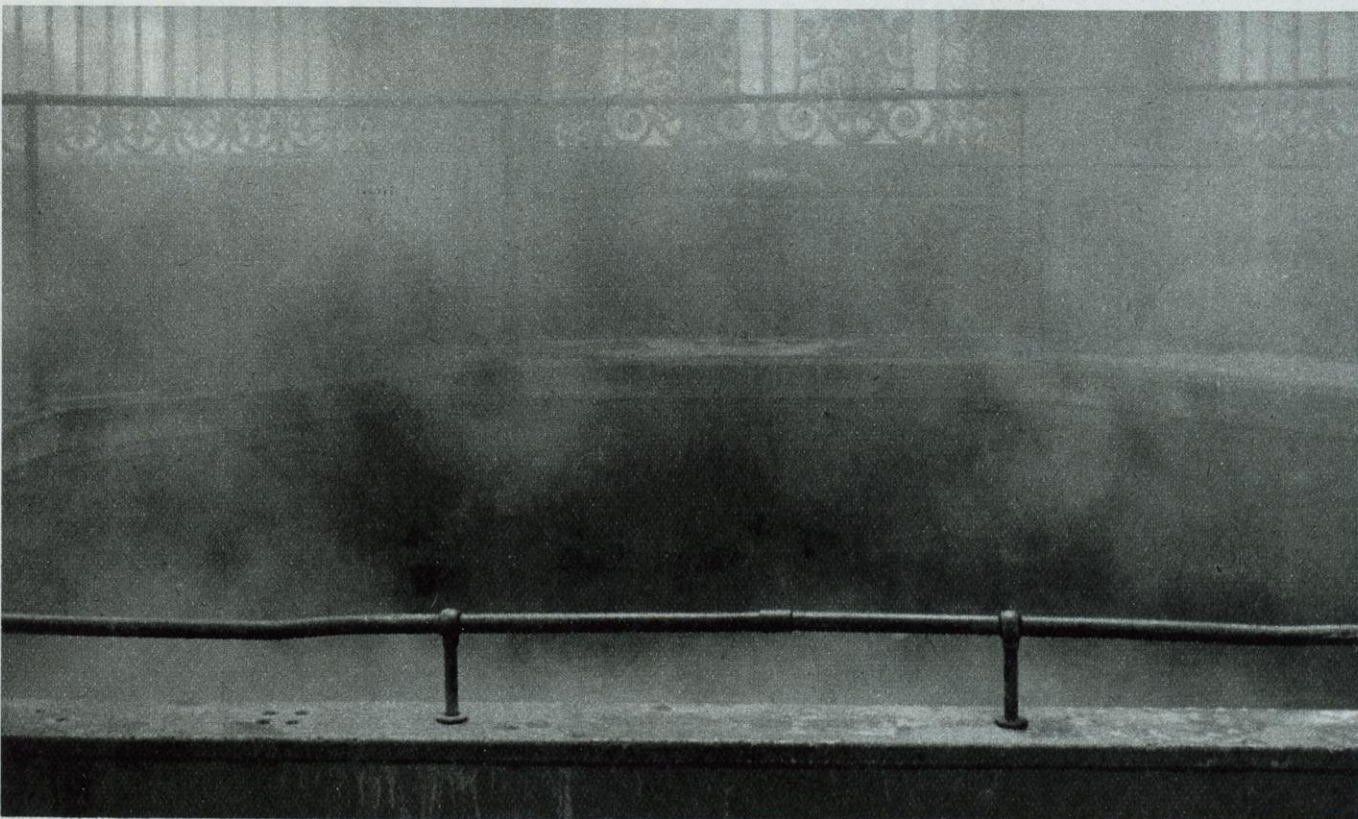
Eine Stadt

Wiesbaden heißt die Stadt, die unser Fotograf Heinz Held für diese Nummer des „Aufwärts“ fotografiert hat. Was wollen die Bilder der Reportage den Lesern sagen?



lebt vom Wasser

Alle Städtereportagen, die wir bisher veröffentlicht haben, wollen das wahre Gesicht der Städte zeigen. Hinter den Kulissen und Prachtstraßen spielt sich das wahre Leben ab. Das Leben in den berühmten Städten Deutschlands ist durchaus nicht sorglos und elegant. „Das Leben ist anders“, möchten wir über jede Städtereportage schreiben. Auch über Wiesbaden...



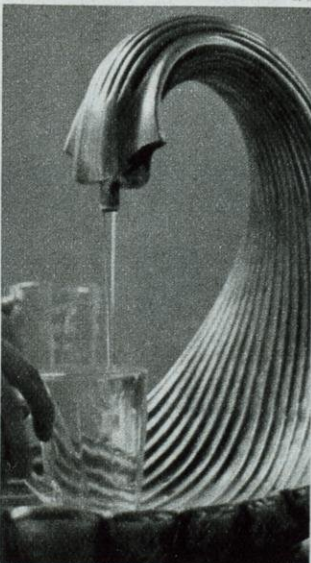
Das ist der alte Brunnen in Wiesbaden. Wasserdampf steigt auf. Die Gitter im Hintergrund sind wie Filigran. In Wirklichkeit sind es altmodische Eisengitter, die den Brunnen des heilkräftigen Wassers abschließen. Die berühmte Pracht Wiesbadens ist von gestern. Sie überzeugt uns heute nicht mehr...



So sieht ein Kurgast mit Wiesbadener Wasser aus. Er ist ein echter Kurgast und nicht zum Vergnügen in der Stadt. Früher gehörte es zum guten Ton einer gutsituierten Familie, „ins Bad“ zu fahren, ob es notwendig war oder nicht... Wer nach Wiesbaden fuhr, gehörte zu den „besseren Leuten“. Früher war alles anders...

Heinz Held fotografiert die 5. Folge unserer Städte-Reportagen.

Heute ist Wiesbaden etwas überholt. Nicht das Wasser. Aber das Drum und Dran. Wo sieht man noch so altmodische Gartenstühle und Jugendstil-Wandbekleidungen aus Kacheln? In Wiesbaden.



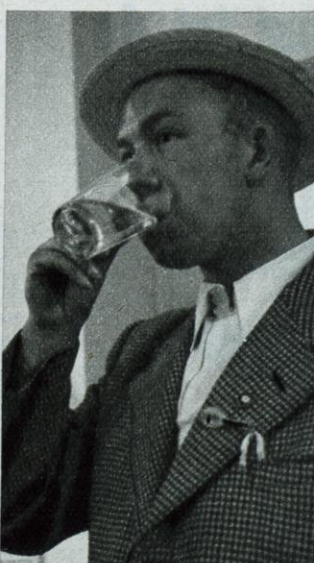
Das Wasser ist Gold für Wiesbaden. Die Kranken trinken es, zahlen dafür eine Kurtaxe und wohnen länger oder kürzer hier. Von diesem Geld leben die Bewohner Wiesbadens.



Mancher fand die Genesung hier: Rheuma, Gicht und Ischias können das Wiesbadener Wasser nicht vertragen. Die neue, schöne Trinkhalle ist für Fremde ein Anziehungspunkt.



Weniger imposant sind die „Kochbrunnenbäder für Passanten“. Der Baustil der Jahrhundertwende schafft eine beklemmende Atmosphäre in der Stadt. Es war einmal...



Nicht nur die Kranken trinken das Wasser. Jupp, der auf der „Kegel-tour“ ist, macht einen Schluck. Auch er bringt Geld. Er spült mit Bier nach und kauft ein Reiseandenken.



Mit Harpune und Dynamit

Roman eines Ausreißers
von Werner Helwig

Psarathanasi, Raubfischer, Schmuggler und Hehler gestohlener Schätze, ist grausam und mißtrauisch. Wie gern würde Clemens, wider Willen Ruderknecht des Alten, die Flucht ergreifen, aber Psarathanasi hält das Boot dem Ufer fern. Nur einmal geht das Boot um eines geheimnisvollen Geschäftes willen vor Anker, aber Clemens weiß, würde er jetzt fliehen, würde das seinen Tod bedeuten.

17 Es war nach anstrengenden Tagen auf hoher See. Der Alte schnitt mir das Brot vor, schenkte faulig-warmes Wasser aus einem Tonfäßchen in Holzbecher und kramte ein paar eingesalzene Fische heraus.

Er war sichtlich schlecht gelaunt. Nichts wollte ihm passen. Sogar meine Art zu essen war ihm nicht recht. Er verschlang die Bissen, um möglichst rasch mit dieser, nach seiner Ansicht überflüssigen und nutzlosen Tätigkeit fertig zu werden. Ich hingegen kaute in Ruhe die Speisen durch und freute mich der langsam wachsenden Sättigung. Er unterließ nicht, mir dieses kleine Vergnügen mit gemurmelt Fluchen zu würzen. Freßsack, Schmarotzer, Speckmade nannte er mich.

Ich pflegte meinen stillen Haß und gewöhnte mich daran.

Aber auch noch im Schlaf mußte ich hündische Demütigung erfahren. Der Alte befahl mir (Fischer schlafen im Boot gewöhnlich unter einer großen Decke zusammen), mich so auf die Seite zu legen, daß er mir bequem seine nackten Fußsohlen auf die Waden stemmen konnte. Ich hatte ihm, da er anscheinend bei äußerlich ungeborener Kraft schon am Greisenfrost litt, ein Kohlenbecken zu ersetzen.

Schlaf sank wie ein Bleilot auf meine Augen, und ich drehte mich, selig in Traum gelöst, in die gewohnte Rückenlage. Sofort erhielt ich Stöße vom spitzen Ellenbogen des Alten, bis ich meine Waden seinen Füßen wieder hinhielt. In so verächtlicher Lage habe ich manche Nacht verbringen müssen.

Ob der Psarathanasi wußte, daß er sich sein Verderben in mir erzog? Es wurde immer deutlicher, daß meine Person sich spaltete: Da war einer, der sich völlig in des Alten Hände gab, und ein anderer, der unbemerkt alle jene Kräfte einheimste, die der Alte, immer tiefer in meine Nachgiebigkeit vorstoßend, preisgab.

Noch beim ersten Dämmern hieß es: Auf, Anker hoch! Laß deine faulen Knochen spielen, du unter meinen Füßen Zertreter.

Gab es keine Hoffnung für mich?

Schwach und lebensmüde fühlte ich mich dabei. Wie herrlich erschien mir jenes freie Leben, als ich noch mit der Fischkiste auf dem Rücken durch den Pelion wanderte. Wie wunderbar war es, abends die Männer von Kuluri vor meiner Schänke zu erwarten; hinter mir das fertige brodelnde Essen auf dem Feuer und vor mir die langsam plätschernden Ruderschläge der Heimkehrer, ihre gesungenen Rufe: Jassuh Xenophon. Wie lange sollte ich das vermissen?

Gab es keine Hoffnung für mich? Und doch, die Sonne kam jeden Tag, und die zögernden Minuten, bis sie über dem Meeresspiegel stand, waren nach wie vor von tröstlicher Schönheit.

Den Alten berührte so etwas nicht. Er hatte den Sehtrichter vor dem Gesicht und suchte sein Fischwild. Leidenschaftlich wie nur je suchte er. Manchmal kam mir der Gedanke, ihn plötzlich von hinten anzuspringen und ihn über Bord zu stürzen. Aber Xenophon, der Sklave, war guten, braven Herzens. Er diente seinem Herrn. Er wagte nicht, sich zu empören. Er würde vielleicht sogar seinen Herrn verteidigt haben. Xenophon der Freie indessen lag blitzelnd auf der Lauer und grinste über das gütige, sich seiner Friedsamkeit erfreuende Herz seines Leibgenossen.

„Ruder hoch“, flüsterte der Alte, aus seiner gebückten Lage emporschießend. Er griff eine Kugel aus dem Körbchen, riß das herausragende Streichholzköpfchen an der Schachtel an, ließ Sekundenbruchteile vergehen und schieß dann die zischende Bombe nach vorn. Gleichzeitig zog er das wasserdichte Tuch über das Körbchen.

Mit hartem Tirk stieg eine Wassersäule himmelan. Ein dumpfer Schlag folgte. Feiner Sprühregen ging ringsum nieder. In weitem Umkreis kochte und sprudelte das Meer. Und zwischen den dick und silbern aufbrodelnden Luftblasen erschienen nach kurzem bäuchlings rudernde, verzweifelt paddelnde Fische. Die Schwimmblase, ihr Gleichgewichtsorgan, war zerrissen.

Mit einem langen Kescher fuhr der Alte hastig rings um das Boot über die Wasserfläche, die Beute erntend. Ein Haufen dickbäuchiger, schöner, leuchtender Fische zappelte bald vor seinen Füßen. Immer noch haschte der Alte mit wolfsgrigier verzerrtem Gesicht nach den drehend an die Oberfläche treibenden Tieren.

Ein schwerer Hai war dreist genug, längsseit zu kommen, um ihm das frischgefüllte Kescheretz von der Stange zu beißen. Der Psarathanasi, in äußerster Empörung, jagte ihm eine Harpune hinter das Ohr, zog den irrsinnig um sich Schlagenden quer ans Heck und stieß ihm sicher zielend sein Messer ins Hirn. Die Bewegungen des Hales wurden schwächer und schwächer, bis er, verendend, seinen hellen Bauch zeigte.

Nachdem nun der Alte die mit dem Kescher erreichbaren Fische eingesammelt hatte, ging er sofort dazu über, die auf Grund gesunkenen mit einem langen fünfzackigen Speer zu stechen. Mit großer Sicherheit führte er die gut sieben Meter lange Stange mit der linken Hand, während die rechte den Sehtrichter vor seinem Gesicht hin und her leitete.

In solchen Momenten ergriff auch mich Jagdeifer. Genau folgte ich seinen Weisungen, setzte das Boot vor oder zurück. Oft nur um Fußbreite, denn der lange schwere Speer muß lotrecht über dem erspähten Fisch stehen. Zum Zielen ist nicht viel Zeit. Auf jeden Stich folgt ein Ruck, der mit den Rudern abgefangen werden muß. Fünfmal schnell der Speer hinab, bis er, an jedem Zinken einen sauber durch die Kiemen gespießten Fisch, hochkommt und knirschend an der Ducht abgestreift wird. Wieder geht die lange Stange auf und ab. Stunden können dabei verrinnen. Aber die Beute im Boot häuft sich. Oft sind es über tausend Oka Fisch.

Stunden verrannen auch damals, und wir mochten wohl gut 200 Oka geborgen haben. Am Nachmittag hatten wir noch einmal Glück. Aber diesmal schwammen die Fische von vorn auf das Boot zu und in breiter, strömender Heerschar unter ihm hin. Der Alte warf mir seine zischende Bombe dicht am Kopf vorbei. Eben hinterm Heck traf sie aufs Wasser, als sie auch schon krepierete.

Ich war ein wenig blaß geworden dabei, hatte mich auch wohl unwillkürlich etwas geduckt. Aber der Alte merkte nichts davon. Er durchsah mich wie Glas und hatte nur acht auf den Erfolg seines Wurfs. Blitzschnell war er mit dem Kescher hinten, und ich mußte das Boot zurücksetzen. Im ganzen waren es 400 Oka, die uns jener Tag einbrachte.

Abends lieferten wir die Ware ab in einem winzigen klippenreichen Felsenhafen hinter Chorefto. Und wieder war ein Mann zur Stelle, der gleich in bar bezahlte, Körbe und Mulis zum Transport bereithielt. „Ich wußte, daß du heute Beute machen würdest“, begrüßte er den Alten. „Ich hörte dich Bomben werfen, und ich erkenne die deinen an stärkeren Detonationen.“

„Dein Glück, daß du gekommen bist“, sagte der Alte trocken, „hätten sonst heute nacht den Fang nach Zagora gebracht. Kam nur her, um zu sehen, ob du wach bist.“

Wachsein, das war eines seiner Lieblingsworte. Und es war die einzige Tugend, die ich bewußt seinem Wesen absah und mir zu eigen machte. Bald hatte ich heraus, daß er über einen gutgeschulten Mitarbeiterstab verfügte. Wir haben in der folgenden Zeit viele Küsten und Inseln des Ägäischen Meeres befahren. Und überall warteten Männer auf ihn, waren irgendwie schon verständigt. Schafften Kisten mit Schmutzgelware ins Boot oder nahmen solche entgegen. Alles ging nachts vor sich, lautlos. Mit geflüsterten Rufen, gezischten Pfiffen.

Der Alte bewegte wohl jede Art verdächtigen Gutes in seinem Kahn umher. Goldschmuck, Kirchenleuchter, Zigarettenpapier, Medikamente, wenn es nur Gefahr mit sich brachte; an Abnehmern selbst der ausgefallenen Dinge mangelte es ihm nicht...

Einmal geschah folgendes: Ein motorisierter Schleppnetzfisher, der die Bucht von Volos abgraste, wurde mitten in voller Fahrt einen Augenblick ruckartig angehalten. Man maß der Sache keine Wichtigkeit bei. Aber als das Netz an Bord war, ergab sich, daß im Gewimmel der Schnecken, Muscheln, Krebse, Polypen und Zwergrochen eine abgebrochene bronzene Riesenhand lag. — Der Kapitän suchte sofort den Psarathanasi auf und fragte ihn um Rat.

Mein Alter besah den Fund, zog die Schulter krumm und murmelte: „Eskheksikon, große Sache!“ Sofort ließ er seinen ganzen Apparat spielen. Es kam schon im voraus ein ansehnliches Kapital zusammen, nur um die Bergung des vermutlichen Fundes zu bewerkstelligen. Abgesehen davon, daß die Stelle, wo die Stahltrossen des Netzes ruckten, wiedergefunden werden mußte.

Aber der Alte verließ sich auf den wunderbaren Ortssinn unserer Fischer, die auf dem merkmallosen Meer mindestens so gut Bescheid wissen wie ein Hirt mit den Wechsellern der Wölfe. Und er behielt recht. Er ließ Schwammtaucher kommen, die ihm verpflichtet waren und auf deren Verschwiegenheit er rechnen konnte, und man fuhr heimlich mit Bergungsgeräten nach jener Stelle, wo es gerrückt hatte.

Es war ein windstiller Vormittag. Kaum Boote im Golf. Da wurde der erste Taucher abgeseilt. Er kam herauf und hatte nichts gefunden. Dann wurde, nachdem der Kapitän sich noch einmal vergewissert hatte, daß man am richtigen Platz sei, der zweite Taucher hinabgeschickt.

Und der zweite Taucher blieb länger. Er kam völlig erschöpft mit blutender Nase wieder herauf; er habe den ganzen Schlammgrund abgetastet. Es sei nichts Auffälliges außer einem ellbogenlangen Korallenbäumchen zu finden gewesen.

Man sah sich fragend an... Im Schlammgrund des Kanals ein Korallenast? — unmöglich! Korallen gedeihen nur auf felsigem Untergrund. Nie auf lockerem Boden.

Der dritte Taucher ging hinab. Er nahm eine Schlammharke mit. Er steuerte direkt die Koralle an. Weiter hatte er nichts zu tun. Auch er kam nach langer Zeit und sehr erschöpft wieder hoch.

Er hatte die Koralle freigelegt.

Die Koralle wuchs genau aus dem Bauchnabel eines Gottes. Eines metallenen Riesen, wie der Taucher sich ausdrückte.

Nach einer Erholungspause gingen alle drei zugleich hinab. Krane wurden ausgeschwenkt. Und allen klopfen die Herzen.

Mit zusammengepreßten Augenbrauen ging mein Alter hin und her. Der Kapitän trommelte mit nervösen Fingern an der eisernen Relling.

Völlig zerschlagen und zerschunden kamen die Taucher hoch: Der Gott sei fest. Stratternd lief die Motorwinde an, die Seile ruckten, strafften sich, erklangen wie Harfensaiten und kamen zitternd hoch.

Wellenumsplüht erschien ein umlocktes, bärtiges, gewaltiges Haupt, ein muskulöser, bewegter Körper, auseinandergestellte laufende Füße. Mit unserer Spannung selbst schienen wir der Winde drehen zu helfen. Unser ganzes Leben war bei dem langsam heraufkreiselnden Gott.

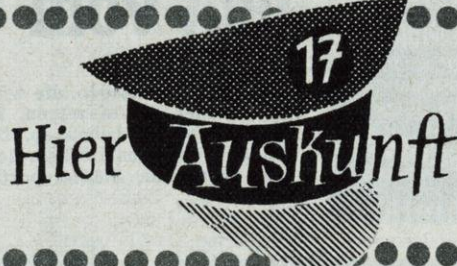
Wir hatten ihn noch nicht an Bord, da kam, etwas zu spät vom Wachhabenden signalisiert, das Küstenwachtschiff angeschossen. Wir waren von irgend jemand verraten worden. Irgend jemand, der sich bei dem Geschäft benachteiligt fühlte oder sich einen guten Ruf bei der Polizei verdienen wollte.

Schwerbewaffnete Gendarmen enterpen auf das Schiff hinüber. Der Eisenboden erklang von erregten Schritten. Befehle gellten. Der Gott war beschlagnahmt, ehe die Fischer sich seines Besitzes erfreuen konnten. Im Geiste hatte wohl schon mancher berechnet, was mit dem Erlös des wertvollen Fundes anzufangen sei. Essig war's. Zum Segen des Staates natürlich. Denn jetzt ist der blitzschleudernde Zeus Mittelpunkt der Athenischen Sammlung.

Um ein Haar wäre er, von einem Fachmann sauber zersägt, in harmlosen Tabakballen nach Amerika gelangt. Leid taten mir nur die armen Schwammtaucher, die drei Tage weit herbestellt worden waren und von deren berechtigter Lohnforderung jetzt mein Alter höhnisch die Schultern zuckte.

Wir beide stiegen dann zwischen all der Aufregung schnell in unseren Kahn, der längsseit festgemacht war. Für mich wäre das eine günstige Gelegenheit zur Flucht gewesen. Aber ich hatte ja die Behörden

Fortsetzung Seite 8



Leser fragen. Wir antworten. Täglich haben wir seit Jahren eine Reihe von Leserfragen zu beantworten. Wir tun dies gern. Da viele Fragen alle Leser interessieren, werden wir an dieser Stelle laufend einige Fragen und Antworten veröffentlichen. Red.

Ich soll auch nicht rauchen.

Veronika L. hat im „Aufwärts“ Nr. 16 geklagt, daß ihr Verlobter immer verrückt spielt, wenn sie mal eine Zigarette raucht. Ich soll auch nicht rauchen. Meine Verlobte macht zwar nicht dauernd Krach, aber sie macht ein Gesicht wie eine kranke Kuh, wenn ich mir einen Stengel anzünde. Außerdem erklärt sie jedesmal: „Schon wieder ein Stückchen vom Kleiderschrank verpafft.“ Ich soll nämlich eisernen sparen, damit wir bald heiraten können. Heiraten möchte ich auch bald. Aber ich kann mir den Kleiderschrank doch nicht buchstäblich vom Munde absparen!

Karl M., Lüneburg

Lieber Karl!

Wenn Deine Verlobte genau so eisern spart, wie sie es von Dir verlangt, dann wirst Du einen schweren Stand haben. Wer freien will, der muß heutzutage nun mal Opfer bringen. Andererseits ist es natürlich keine Kleinigkeit, einen Kleiderschrank „vom Munde“ abzusparen. Nach unserer Rechnung müßtest Du etwa 2500 Zigaretten einsparen, also fast die Jahresration eines durchschnittlichen Rauchers. Kannst Du Deiner Verlobten nicht ein Kom-

promiß vorschlagen: Du rauchst sehr mäßig — vielleicht sogar nur noch selbstgedrehte — und sparst dafür an anderen Vergnügungen, und sie schaut in Zukunft nicht mehr wie eine „kranke Kuh“, wenn Du Dir einen Stengel anzündest.

Meine Mutter schimpft!

Ich kriege jedesmal mit meiner Mutter Krach, wenn ich in Shorts die Straße gehe. Sie meint, Shorts wären für den Garten, Balkon oder für das Schwimmbad gut, aber nicht für die Stadt. Anständige Mädchen ließen sich nicht in Shorts auf der Straße sehen. Dabei ist es bei uns in Stuttgart doch immer so heiß! Findet Ihr Shorts auch unanständig?

Gerti W., Stuttgart.

Liebe Gerti!

Wir finden Shorts keineswegs unanständig — ebensowenig wie offenbar Deine Mutter. Um aber die Frage ganz beantworten zu können, müßten wir eigentlich mal Deine Shorts sehen. Gehören sie vielleicht zur Sorte „Bikini“? Wenn ja, solltest Du sie wirklich nur im Garten, auf dem Balkon oder im Schwimmbad tragen. Gewiß werden Shorts meist „in aller Unschuld“ getragen. Aber auf den

Straßen einer Stadt — und übrigens auch auf dem Lande — gibt es genügend Menschen, die sich dadurch geniert fühlen. Warum nicht ein wenig Rücksicht auf diese Menschen nehmen? Man sollte also nicht allzu großzügig mit den kurzen Höschen sein. Übrigens ist ein leichter Sommerrock doch auch ganz luftig.

Soll ich wählen?

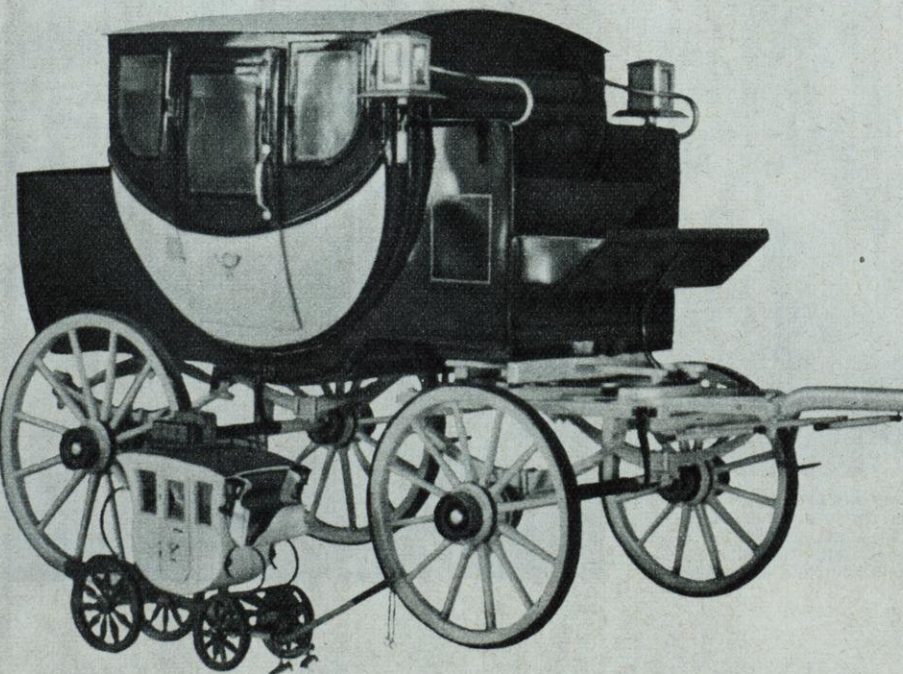
Dieses Jahr könnte ich zum erstenmal wählen. Ich weiß aber nicht, wem ich meine beiden Stimmen geben soll. Ehrlich gesagt: richtig gefällt mir keine unserer Parteien. Mein Vater behauptet aber, ich sollte trotzdem zur Wahl gehen. Was meinst Du?

Wilma I., Hannover.

Liebe Wilma!

Dein Vater hat's erfaßt: Wahlrecht ist Wahlpflicht. Du solltest zur Wahlurne gehen, auch wenn Dir keine Partei „richtig gefällt“. Sieh Dir die Parteien noch einmal genau an. Gewiß — vollkommen ist wohl keine von ihnen. Aber könntest Du nicht die Partei wählen, an der Du am wenigsten auszusetzen hast? Und laß Dich vom Wahlkampfgeschrei nicht zu sehr beirren. Vergiß nicht, daß Wahlkampfgeschrei weitaus besser ist als die Grabesstille der Diktatur!

Trara, trara, die Post ist da



Briefmarken und Telefonapparate machen nicht das Wesen der Post aus, sondern die tausende handwerklichen Fertigkeiten, die notwendig sind, um diesen großen, vielseitigen Apparat in Bewegung zu halten. Vom Briefboten bis zum Spezialtechniker reicht die weite Skala der Menschen, die ihr Wissen und Können in den Dienst des Ganzen stellen.

Und diese Vielseitigkeit offenbart sich auch bei der Heranbildung des jungen Nachwuchses. Ein sehr gutes Bild von dem, was die jungen Kolleginnen und Kollegen bei der Bundespost wissen und können, vermittelte der 1. Jugendwettbewerb der Deutschen Postgewerkschaft. Hier zeigte sich auch die Vielseitigkeit der Interessengebiete, die denen der freien Industrie gleichkommen.

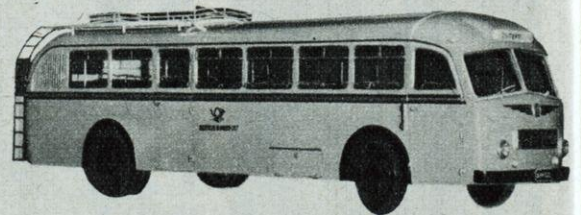
Wer in den Tagen der Prämierung den Sitzungssaal des Hauptvorstandes betrat, war von der Fülle und Verschiedenartigkeit der Einsendungen verwirrt. Die Preisrichter mußten erst einige Male tief Luft holen, ehe sie an die Arbeit gingen, unter dem vielen Guten das Beste zu finden.

Außer den Einzelleistungen beteiligten sich 47 Jugendgruppen am Wettbewerb, wobei die Bezirke Düsseldorf, Stuttgart, Nürnberg, Frankfurt und Münster an der Spitze lagen. In der Bewertungsgruppe A

Miniatur-Postkutschen wurden im 1. Jugendwettbewerb von den Kollegen der Deutschen Postgewerkschaft gebastelt. Die Kutsche der Berliner Kollegen steht wie ein Riese neben der kleinen, die der 18jährige Dieter Pohl baute.

siegte die Jugendgruppe Stuttgart mit ihrem gebauten Postkraftomnibus Krauß-Maffei. In der Gruppe B schafften es die aus Lüneburg.

Beide Gruppen fuhren auf Beschluß des Hauptvorstandes kostenlos für eine Woche in eines der



Gewerkschaftererholungsheime. Insgesamt wurden Siegerprämien in Höhe von 3000 Mark vergeben. Die hier abgebildete Postkutsche wurde von einem 18jährigen Kollegen aus Nürnberg gebaut, der auch mit unter den Siegern war.

Sämtliche Einsendungen werden aus Anlaß des Gewerkschaftsjugendtages und des Gewerkschaftskongresses der Deutschen Postgewerkschaft in Wiesbaden ausgestellt.

Der freizeitgestaltende und berufsfördernde 1. Jugendwettbewerb der Deutschen Postgewerkschaft hat gezeigt, daß die Jungen sich nicht nur mit Briefen und Paketen zu quälen brauchen, sondern einen vielseitigen Einblick in ihr Arbeits- und Gruppenleben gegeben haben.

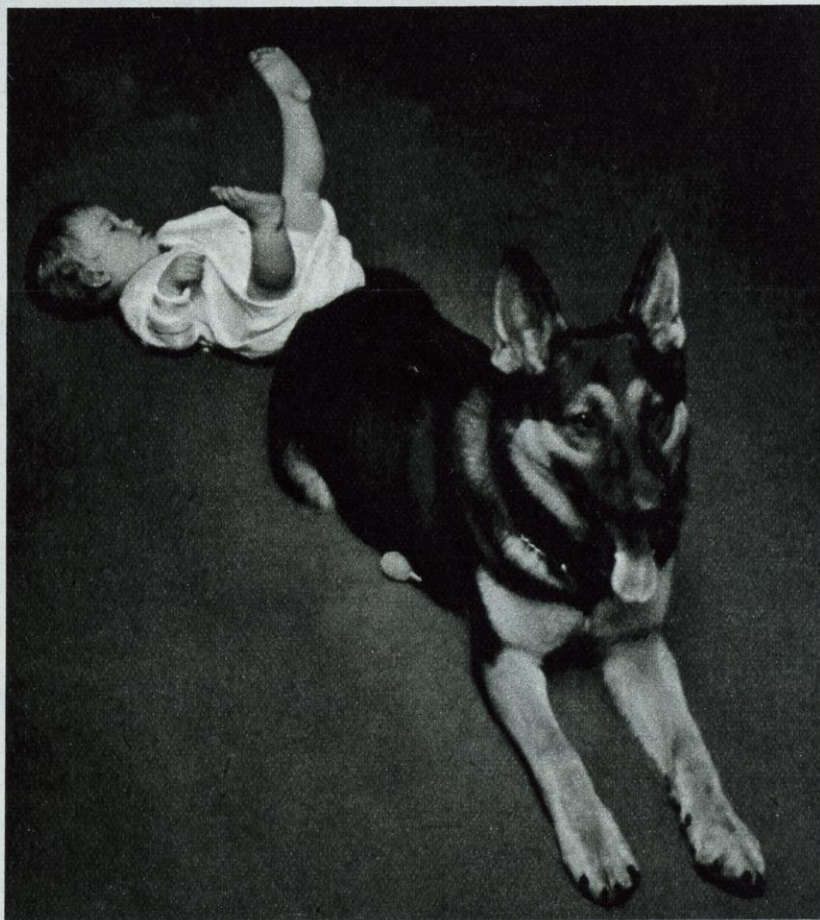


Der große Schäferhund heißt Nero und das kleine Mädchen Gaby. Es behandelt ihn wie ein Schaukelpferd. Das hätte sich Nero, sein römischer Namensvetter, gewiß nicht gefallen lassen.

Ein angenehmes Hundeleben



Hallo Hund! sagt Gaby. Der Hund ist müde und gähnt. Gaby schlägt ihm Mutti's Zentimetermaß um die Ohren. Der Hund faßt zu. Gaby will das Zentimetermaß wiederhaben. Der Hund will aber nicht.



Mit einer Rolle rückwärts kullert Gaby runter. Das Schaukelpferd ist ungewöhnlich hoch. Gaby überlegt sich, Beine nach oben, ein neues Attentat. Man sollte Nero ins Bein beißen! Aber die Mutti hat etwas gegen Hundehaare.

Paul Schallück: NEON-NEON

Er stand noch immer am Opernhaus und wartete auf die Sechszwanzig. Er war aus den Arkaden herausgetreten. Der Mond blickte neugierig durch die Wolkenfenster, jagte von einem Ausguck zum anderen und tastete unten das Pflaster ab, mal hier, mal dort.

Auf seinem Gesicht zuckten blaue, rote, gelbe und weiße Farben, Schimmer blinkten auf — verloschen, an — aus: Neonfarben, Reklamezuckungen, die ihn von allen Seiten einkreisten, auf ihn eindrangen mit diktatorischem Zwang, obwohl er überhaupt nicht daran dachte, Zahnpasta zu kaufen, Sekt, Bier, Wein oder Likör zu trinken, obwohl er keine elektrischen Birnen brauchte, kein Geld hatte, eine wunderbare Italienreise zu unternehmen, und nur in herrlichen Tagträumen in einem Auto sitzend bei seinen Bekannten vorfuhr. Aber die unerbetenen Anpreisungen zuckten über seine Gesichtsfalten hinweg, und er wußte nicht, daß er aussah wie eine vergreiste Modepuppe, die in schneller Folge von innen her mit den verschie-

denen Farben erleuchtet wurde. Er starrte mit großen Augen das doppelsinnige Spiel an, einige Minuten hindurch, vergaß die Sechszwanzig für einige Minuten, vergaß alles und begann unbewußt mit den Mundwinkeln die Zuckungen nachzuäffen, die aufdringlichen Namen leise vor sich hinzusagen. Dann schloß er die Augen, weil die Lider zitterten und weil sich die Namen bereits eingepreßt hatten, und durch die Dunkelheit seines Kopfes sprangen Zahnpasta und Sekt, elektrische Birnen, italienische Landschaften und schnittige Autos: ein wildes Gestotter, alles in seinem kleinen Kopf, heillose, unsägliche Verwirrungen, die das Gefühl in ihm wachriefen, all das zu besitzen, ein reicher Mann zu sein.

Und das Gestotter erzeugte in seinem Schädel eine kindliche Freude, ein Greisenschmunzeln. Er begriff nichts. Er ließ sich von den Neonfarben vergewaltigen und freute sich darüber. Er hätte sich wohl auch nicht wehren können, weil es keinen Schlupfwinkel gab, in dem er

sich vor diesen Angriffen hätte verstecken können. Er wollte sich auch nicht wehren, er fand es lustig, von allen Seiten und aus der Höhe umzuckt zu werden, und er dachte nicht an die fünf- bis sechsstelligen Zahlen, an die Werbeunkosten, die von den Steuern abgesetzt werden konnten; er wußte nichts von dem unverschämten ruhigen Schlaf der Reklame-manager, die irgendwo draußen in baumreichen Vororten ausruhen von ihren diktatorischen Propagandaeinfällen. Es gab bekannte Publizisten, die von der Theater- und Kunstkritik zum Werbechef großer Firmen avancierten.

Nach zehn Minuten verging die Freude an diesem nächtlichen Spiel. Er zog die bunte Stirn kraus und überlegte, ob er nicht eine neue Tube Zahnpasta nötig hätte, ob er nicht sparen und mit seiner Frau eine Italienreise unternehmen sollte, ob er ihr nicht eine kleine Flasche Likör zum Sonntag schenken könnte. Ein Auto zu besitzen, wäre herrlich, wenn man sich etwas zurücklegen würde... jede Woche ein paar Mark... das wäre im Monat... das machte im Jahr... Die Manager hatten gesiegt, und er stürzte mit diesen Berechnungen im Kopf zur Verkehrsinsel, wo gerade die Sechszwanzig über den Bremsand kreischte.



KULTURBEUTEL

Diverses, auf- und abgeschrieben von Palm

★★ „Ich hege eine ausgeprägte Abneigung gegen das Wort Star“, sagt Louis Jourdan, „weil es den, der sich so nennt, begrenzt und unweigerlich festnagelt. Das Starsystem ist bereits im Aussterben begriffen. Es bedeutet ja auch nichts anderes, als daß im Drehbuch die Belange eines geplanten Films ausschließlich auf den »Star« zugeschnitten werden. Und diesen Star muß man stechen.“ Eingutes Urteil aus dem Mund dieses Franzosen, der in Hollywood ein Star geworden ist. Immerhin ist er ein guter Schauspieler.

★ In der Bundesrepublik gibt es 45 Lehrerbildungsanstalten. Die Zahl der Bewerber nimmt wegen der schlechten Bezahlung ständig ab. Während bei uns mindestens 48 Schüler auf einen Lehrer kommen, sind es in Frankreich 30 und in Belgien nur 21 Schüler. Auch an den Berufsschulen fehlt der Lehrernachwuchs. 4000 Planstellen sind im Augenblick unbesetzt.

★ Meistgespielter Schlager im Bundesgebiet war im Jahre 1952 nach den Unterlagen der GEMA (Gesellschaft für musikalische und mechanische Vervielfältigungsrechte) „Das machen nur die Beine der Dolores“. Es folgen: „Liebe ist ja nur ein Märchen“ und „Der Südwind weht“. Da erübrigt sich jeder Kommentar.

★ Eine sorgfältige Beobachtung des Geschäftsganges von Wildwestfilmen hat ergeben, daß die Zugkraft der Wildwestfilme in der letzten Zeit wesentlich nachgelassen hat. Selbst gut dressierte Reißer im Zorro-Stil haben Schwierigkeiten. Die Ursachen sind noch nicht klar zu erkennen.

★ Die Sowjet-Union will sich zum erstenmal seit sechs Jahren an den Internationalen Filmfestspielen in Venedig beteiligen. Sie hat drei Filme gemeldet.

★ Das kleinste Kino der Bundesrepublik wurde in Hamburg eröffnet. Zwischen zwei Häusern eingeklemmt, kann es nur durch einen „Spalt“, wie der Eingang bezeichnet wird, betreten werden und bietet nur 25 Zuschauern Platz. Es sollen nur Filme gezeigt werden, die historischen Wert haben und nur kleinere Kreise interessieren. Die Eröffnungsvorstellung zeigte den Charlie-Chaplin-Film „The Kid“.

★ Der neue Film „Don Camillos Rückkehr“, der in drei großen Pariser Kinos in der siebten Woche der Uraufführungsspielzeit läuft, hat in dieser Zeit bei weitem den Besucherrekord übertrafen, den der erste Don-Camillo-Film in einer neunwöchigen Spielzeit aufgestellt hatte.

★ Von selten einzelner Bundesländer wird mit der Möglichkeit operiert, notfalls die Jugendfreigabe von Filmen nach eigenen Richtlinien vorzunehmen, wenn die Freiwillige Selbstkontrolle in der Frage der Jugendfreigabe weiterhin so großzügig sein sollte.



Leser schreiben an den Aufwärts

Champions auf Toast

Liebe Kollegen, in der Nr. 16 des „Aufwärts“ vom 6. August habt Ihr auf Seite 4 ein Kapitel über „die Herren“ abgedruckt. Zu meiner ausgesprochenen Freude lese ich da, daß „Bratkartoffeln ebenso lecker wie Champions auf Toast“ sind. Ich kann mir vorstellen, daß ein Heinz Neuhaus auf Toast eine sehr wohl-schmeckende Angelegenheit ist. Auch muß ein Fritz Walter als Ragout fin ein ausgesprochen lukullischer Genuß sein. Ist diese Stille nun der Verfasserin oder Euch freiwillig oder unfreiwillig über die Rotation gerollt? Immerhin bin ich überzeugt, daß verschiedene Feinschmeckerrestaurants Euch für die Bereicherung ihrer Speisekarte dankbar sein werden. Nichts für ungut und herzliche Grüße! R. Biebricher

PS: Es besteht ja auch die Möglichkeit, daß mit dem angesprochenen Champion der in Ludwigshafen produzierte Kleinwagen gemeint ist. Dies nur zur Anregung. d. O.

Mein Freund hat 16 Pöstchen

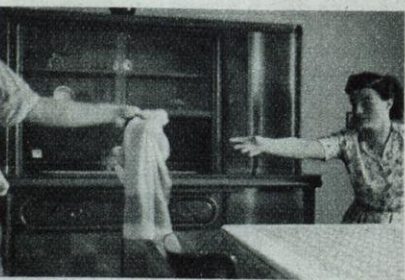
Der Kollege Hans Treppte hat in Nr. 14 wieder einmal einen Fehler in unserer Organisation aufgedeckt. Macht doch dem ehrenamtlichen Element in unserer Organisation mehr Platz, gebt dem ehrlichen Willen des Individuums in unserer Organisation eine Chance, und unsere Arbeit wird mehr Früchte tragen. Wenn ein Funktionär vier Funktionen hat, ist er vollauf ausgelastet und sollte sich keine weiteren mehr aufbürden, und die hauptamtlichen Funktionäre sollten sich auf ihr Hauptgebiet in der Gewerkschaft beschränken und den ehrenamtlichen Funktionären mehr Raum zur Entfaltung lassen. Eberhard Flick, Duisburg

Es zeugt doch für die Meinungsfreiheit in den Gewerkschaften, wenn ein Gewerkschaftsorgan das Problem der Überbürdung einzelner mit Funktionen aufgreift und dabei auch die Gewerkschaften in diese Kritik einschließt. Hoffentlich ziehen die Gewerkschaften als erste die Lehre und sorgen für eine Verteilung der Funktionslasten auf möglichst viele Schultern. Fr. Berger, Osthelm

Wirklich aus dem Herzen der Jugend gesprochen, der Artikel „Mein Freund hat 16 Pöstchen“. Der Machthunger einzelner ist etwas, das sehr oft junge Menschen veranlaßt, bald wieder Organisationen zu verlassen, denen sie sich aus wirklichem Interesse angeschlossen hatten. Als Mitglied einer politischen Partei habe ich erleben müssen, wie die Zahl der Jüngeren immer geringer wurde. Und dies fast nur, weil die älteren sich wehrten, etwas von ihren — Einflußfunktionen herzugeben. Hans O., Düsseldorf

Ganz schön, daß ihr dieses Thema angepackt habt. Aber glaubt ihr, es würde sich etwas wandeln? Denn wer daransitzt, hält daran fest. Das ist doch eine Erscheinung, die heute überall zu beobachten ist. Die wenigen Weitblickenden, die mit Sorge diese Dinge beobachten, sind „Rufer in der Wüste“, und dazu gehört ihr auch. E. Springer, Karlsruhe

Nicht nur auf der oberen Ebene gibt es eine Konzentration der Ämter und Funktionen. Auch bei den „Kleinen“ zeigt sich dieser Zug. Sind sich die verantwortlichen Männer in Organisationen klar, wohin dieser Weg führen muß? Wahrscheinlich nicht! Nun, das demokratische Leben in den Organisationen wird aufhören zu sein. Es werden nur noch Anwendungen ausgegeben. Aber dann — werden die Mitglieder immer weniger werden. Gerhard Fuchs, Ennepe



Wo bleibt die Frau?

In Deinem Bildbericht „Sie wollen in den Bonner Bundestag“ (Nr. 16) ist der SPD-Kandidat Wienand zu sehen. Man erfährt nebenbei, daß er verheiratet ist. Du zeigst ihn beim Rasieren und beim Treppensteigen, aber seine Frau, die zeigt Du nicht. Sie interessiert den Leser ganz besonders. Schließlich gehört sie doch in erster Linie zu ihrem Mann. Hast Du sie nicht fotografiert? Peter Laniel, Buderich

Redaktion: Frau Wienand wollte nicht fotografiert werden. Es gelang uns aber doch. Auf unserem Bild nimmt sie das Handtuch ihres rasierenden Mannes in Empfang. (Entschuldigen Sie, Frau Wienand, daß wir Ihr Bild doch noch bringen; der Leser wünscht es.)



Eine Zeitung, die Modefotos bringt, hat ihre Sorgen mit den Mannequins. Die meisten Fotografen bringen ihren Mädchen die unwahrscheinlichsten Posen bei. Wir ärgern uns darüber, weil wir das gefrorene Lächeln und die verschlungenen Gliedmaßen aibern finden. Der Franzose Yvon Dalain macht da eine Ausnahme. Seine Mannequin-Fotos sind einfach hinreißend. Die beiden Mädchen (Bild oben), die an der Küste Frankreichs fotografiert wurden, freuen sich über den Wind, der in ihrem Haar spielt. Sie sind Mannequins. Wir dürfen sagen: hübsche Mannequins: wie grazios diese Bewegungen sind, und wie echt ist ihre Freude... Die übrigen Fotos beschaffte uns die Fotografin Elisabeth Dillan.



Sommer und Herbst

Ganz links: Grünes Leinenkleid mit breitem, geflochtenem Gürtel. Daneben ein leuchtend-blaues Baumwollkleid. Modell: Erickson. Rechts: Die neuen Herbstmäntel aus Popeline oder weichem Wollstoff. Streng geschnitten und praktisch.

Mit Harpune und Dynamit

Fortsetzung von Seite 6

auch zu fürchten, ohne Paß und ohne Papiere. Und der Alte wußte das natürlich. Wie rege sein Mißtrauen trotzdem war, bewies er mir oft genug. Wir ankerten nach erfolgreichem Jagdtag über kristallklarem Grund vor mächtig hohen, jedenfalls ersteigbaren Klippen in der Nähe von Kuluri. Wir machten Mittagspause, weil der Fisch in der Mittagshitze das tiefere Wasser aufsucht. Der Gefährliche schlief. Ich wollte die Gelegenheit zu einem Bad benutzen. An sich etwas Ungewöhnliches in diesen Gewässern wegen der Haifische. Aber auch dieser ewig gierige Räuber wird mittags müde und verzieht sich in die kühleren Tiefen. Ich streifte also die Kleider ab und machte einen Körper. Als ich hochkam und mich dabei auf den Rücken drehte, sah ich über mir eine Hand, die eine wurfbereite Bombe hielt, sah einen breiten lippenlosen Mund mit scharf gesenkten Winkeln und Augen, die kleine zitternde Punkte geworden waren, gleißend vor Zorn. „Sofort zurück“, schrie er außer sich. „Du geschwollene Ratte, daß ich dich nicht zu den Fischen hinabschicke!“ Es blieb mir wenig mehr übrig. Folgsam kletterte ich ins Boot, versuchte meine Beweggründe klarzumachen. Jedoch ohne Glauben zu finden. Wochenlang hatten wir zusammen gearbeitet, da fing der Alte eines Tages an, mich freundschaftlich zu nehmen. Er lobte mich wiederholt, erklärte, ich sei ein tüchtiger Kumpan und seiner würdig, er erwähnte sogar, daß er mir zu großen Reichtümern verhelfen wolle, wenn ich so bliebe. Der Sklave in mir kroch hündisch diesem guten fetten Köder nach. Mit aufgehelltem Gesicht begegnete er der wolfzähni-gen Freundlichkeit des Gefährlichen. Nahm die Süßig-

keiten sozusagen in halbkrummer Haltung entgegen. Aber Xenophon der Freie wurde um so wacher. Der hatte nicht umsonst dem Alten jeden Zug abgelauscht, ihm jede Schläue gleichsam im Spiel abgewonnen und übertrumpft. Der Freie in mir witterte die Absicht, die dahintersteckte: meine Mitwisserschaft war angewachsen wie ein Konto, ja dieses Konto war schon stark überzogen, wie man so schön sagt. Ich verstand: hier sollte jemand auf gute Weise schlaftrunken gemacht werden, damit er leichter über Bord zu schmeißen wäre. Doch ich hatte gelernt, mit Wasserhosen und Springfluten fertig zu werden. Und vor allem: ihn selbst, den Alten, durchschaute ich so gut wie das Meer mit dem Sehtrichter. Er liebte alles, was verboten ist, weil er es als Pfeffer, als brennendstes Gewürz auf der faden Speise seines mißratenen Lebens brauchte. Meist hatte er keinen Pfennig in der Tasche, denn er verachtete es, die großen Geldscheine zu wechseln. Sie gingen ihm so leicht von der Hand, wie er sie bekam. Er trug sie als ein unordentlich zerknäultes

Bündel in der Tasche; er bediente sich ihrer ohne Zögern, wenn er einen schmutzigen, verrußten Topf vom Feuer heben wollte. Essen und Trinken interessierten ihn nicht. In Goldstücken oder Edelsteinen zu wühlen, reizte ihn nicht. Er angelte ebensogern stundenlang nach kleinen wertlosen Schlammbeißern, wie er Millionen-geschäfte an den langen Fäden seiner Beziehungen durch das Gehege der Schwierigkeiten zog. Er fing Robben mit dem Lasso, harpunierte Delphine und zum puren Spaß jene großen harmlosen Meerschildkröten, die mit ihrem Murmelsteingebiß fingerdickes Harpuneneisen spielend zum Korkenzieher verdrehen. Er konnte mit dem Fischhändler zwei Stunden lang um fünf Drachmen feilschen und steckte sich nach dem endlich gelungenen Abschluß die Zigarette mit einem Fünfhunderterterschein an, den er als Fidibus in das Kohlenbecken des fassungslosen Mannes hielt. Er verspielte in den Hafepinten (darin allen griechischen Dynamitfischern ähnlich) den ganzen Erlös eines mühsamen Fischzuges. Fortsetzung folgt

